ANTISEMITISMUSPRÄVENTION UND -INTERVENTION

ALS GESELLSCHAFTLICHE QUERSCHNITTSAUFGABEN

SPIEGELBILD
Politische Bildung aus Wiesbaden

ANTISEMITISMUSPRÄVENTION UND -INTERVENTION
ALS GESELLSCHAFTLICHE QUERSCHNITTSAUFGABEN

VORWORT

Die Corona-Pandemie offenbart, dass Antisemitismus und Verschwörungsideologien in Zeiten der Krise und Unsicherheit besonders virulent sind. Auch in der fragilen Phase der Adoleszenz kann eine antisemitische Weltdeutung mit der damit einhergehenden Komplexitätsreduktion vermeintliche Sicherheit, Sinnstiftung und scheinbare emotionale Befriedigung bieten. Lehrkräfte und Sozialarbeiter*innen sind gefordert, einen angemessenen Umgang zu finden, wenn in ihrer Klasse, im Jugendzentrum oder im Kollegium judenfeindliche Äußerungen verbreitet werden.

Antisemitismus ist keine Ideologie unter vielen, sondern wegen seiner über zweitausendjährigen Geschichte tief in dieser Gesellschaft verankert. Im „Chamäleon“[1] Antisemitismus verstecken sich alte und primitive Feindbilder, angereichert mit modernen Ideologien. Pädagog*innen agieren in einer von Antisemitismus und Rassismus durchzogenen Gesellschaft. Es ist festzustellen, dass sich der Judenhass zunehmend aggressiver zeigt. Dennoch werden Jüdinnen und Juden allzu oft mit dem Antisemitismus alleingelassen. Das tatsächliche Wissen über den „ältesten Hass der Welt“[2] ist häufig gering und die Verunsicherung vieler Lehrkräfte und Sozialarbeiter*innen hinsichtlich des professionellen Umgangs mit antisemitischer Diskriminierung groß.

Die Handreichung bietet einen kompakten sowie fachlich fundierten Einstieg in das komplexe Phänomen des Antisemitismus. Nach einem Vortrag von Prof. Dr. Samuel Salzborn über Antisemitismus in der Schule schließen sich drei aufeinanderfolgende Gesprächsrunden an. Das erste Panel beleuchtet wissenschaftliche Perspektiven auf Antisemitismus. In der zweiten Gesprächsrunde wird der Frage nach dem pädagogischen Umgang mit Judenfeindlichkeit nachgegangen. Im Rahmen des dritten Panels wird sich schließlich von der Akteursebene entfernt und die Struktur in den Blick genommen: Welche Maßnahmen gegen Antisemitismus werden tatsächlich unternommen? Was muss sich auf der politischen Ebene ändern?

Die vorliegende Handreichung basiert auf den gekürzten und redaktionell bearbeiteten Beiträgen und Diskussionen des Fachtags „Antisemitismusprävention und -intervention als gesellschaftliche Querschnittsaufgaben“. Dieser wurde am 7. November 2019 von Spiegelbild in Kooperation mit dem Dezernat für Soziales, Bildung, Wohnen und Integration der Landeshauptstadt Wiesbaden organisiert und von der „Plattform Extremismus“ ausgerichtet.

Wir bedanken uns herzlich bei den Referent*innen des Fachtags, bei dem Dezernat für Soziales, Bildung, Wohnen und Integration für die hervorragende Kooperation sowie bei „Demokratie Leben in Wiesbaden“ für die Finanzierung dieser Handreichung und wünschen allen eine anregende Lektüre.

Thure Alting und Andrea Gotzel für Spiegelbild,
Wiesbaden im August 2020

[1] Schwarz-Friesel, Monika (2018): Antisemitismus 2.0 und die Netzkultur des Hasses – Kurzfassung. Berlin
[2] Wistrich, Robert (1991): Antisemitism: the longest hatred. New-York

INHALT

2 **Vorwort**

6 **Einführung**
Christoph Manjura; Dezernent für Soziales, Bildung, Wohnen und Integration

8 **Grußwort**
Uwe Becker; Antisemitismusbeauftragter des Landes Hessen, Bürgermeister der Stadt Frankfurt, Präsident der Deutsch-Israelischen Gesellschaft e. V.

10 **Antisemitismus in der Schule: Eine Bestandsanalyse**
Prof. Dr. Samuel Salzborn; Gastprofessor für Antisemitismusforschung, Technischen Universität Berlin

20 **Nie wieder, schon wieder, immer noch? Gesellschaftliche Kontinuitäten und Wandlungen des Antisemitismus**
Prof. Dr. Julia Bernstein, Prof. Dr. Julia König, Prof. Dr. Rolf Pohl, Moderation Tom Uhlig

32 **Pädagogik wegen Antisemitismus? Perspektiven aus der Bildungsarbeit**
Hendrik Harteman, Leah Heymann, Susanne Michal Schwartze, Moderation Randi Becker

46 **Und jetzt? Institutionelle Maßnahmen und staatliche Sanktionen gegen Antisemitismus**
Christoph Manjura, Dr. Meron Mendel, Moderation Malte Clausen

54 **Bildungsangebote in Wiesbaden**

57 **Impressum**

EINFÜHRUNG

von **Stadtrat Christoph Manjura**
Dezernent für Soziales, Bildung, Wohnen und Integration,
Hessische Landeshauptstadt Wiesbaden

Ich freue mich, dass Sie Interesse daran haben, etwas über Antisemitismus, über seine Erscheinungsformen und vor allen Dingen den Umgang damit zu lernen. Dies ist meiner Meinung nach ein gutes Zeichen. Ein Zeichen dafür, dass wir hier in diesem Raum nicht nur zuschauen oder wegschauen, sondern auch handlungsfähig sein wollen; uns antisemitischen Tendenzen entgegenstellen und damit auch signalisieren, dass wir nicht zu einer Generation von Deutschen gehören, die menschenverachtende Ideologien toleriert und mitträgt.

Viele haben gehofft und gedacht, dass mit der Niederschlagung des Naziregimes der Antisemitismus in Deutschland keinen Platz mehr hat – doch weit gefehlt: Jeder vierte Deutsche hegt antisemitische Vorurteile. Pro Tag wurden laut BKA im Jahr 2018 fünf antisemitische Taten begangen. Die Dunkelziffer ist weit höher, zum einen, weil nicht jeder Vorfall gemeldet wird, zum anderen, weil Taten nicht als antisemitisch eingestuft werden. Zur Wahrheit gehört leider auch, dass 41 % der in Deutschland Lebenden der Meinung sind, dass zu viel über den Holocaust und die Gräueltaten der Nazizeit geredet wird. Das mag daran liegen, dass man sich nicht damit identifizieren kann und dass man mit der Schande der deutschen Vergangenheit nichts zu tun haben will. Menschlich kann ich dies – auch wenn der Gedanke viel zu kurz gesprungen ist – bis zu einem gewissen Grad sogar nachvollziehen. Ich bin beispielsweise 1982 geboren und kann aufgrund der Gnade meiner späten Geburt persönlich nichts für all die Verbrechen, die 40 Jahre zuvor im deutschen Namen begangen wurden. Und dennoch finde ich es fatal, sich deshalb aus der Verantwortung zu ziehen. Natürlich tragen wir nicht die persönliche Verantwortung dafür, was vor unserer Geburt geschehen ist. Wir alle, jeder Einzelne von uns, tragen jedoch die Verantwortung dafür, wie unsere Gesellschaft zusammenlebt, was gesellschaftlich akzeptabel ist und was nicht. Und wir tragen die kollektive Verantwortung dafür, die richtigen Lehren aus der deutschen Vergangenheit zu ziehen und dafür Sorge zu tragen, dass dieses Wissen auch an zukünftige Generationen weitergegeben wird.

„Viele haben gehofft und gedacht, dass mit der Niederschlagung des Naziregimes der Antisemitismus in Deutschland keinen Platz mehr hat – doch weit gefehlt: Jeder vierte Deutsche hegt antisemitische Vorurteile.“

Doch wie erkenne ich Antisemitismus? Und wie gehe ich dann damit um? Welche institutionellen und staatlichen Strukturen brauchen wir? Wie können wir Lehrer*innen, Pädagog*innen, Jugendleiter*innen, Trainer*innen und viele mehr unterstützen, damit sie mit antisemitischer Hetze von rechts, links oder oder aus religiöser Motivation nicht überfordert sind?

All das und vieles mehr wird heute an diesem Fachtag besprochen, den dankenswerterweise mit viel Engagement die Initiative Spiegelbild in Kooperation mit der Plattform Extremismusprävention und meinem Dezernatsbüro organisiert hat.

Ich wünschen Ihnen allen eine spannende und lehrreiche Veranstaltung. Nutzen Sie den heutigen Tag, um Fragen zu stellen und offen zu diskutieren. Wir können uns dem Antisemitismus nur entgegenstellen, wenn wir uns von einer schweigenden Masse abheben und unsere Stimme nutzen, um für ein soziales, vielfältiges und tolerantes Miteinander einzustehen.

GRUSSWORT

von **Uwe Becker**
Antisemitismusbeauftragter der Landesregierung Hessen,
Bürgermeister der Stadt Frankfurt,
Präsident der Deutsch-Israelischen Gesellschaft e. V.

Es wäre schön, es bräuchte im Jahre 2019 diesen Fachtag nicht. Wir stehen jedoch an einem Punkt unserer heutigen Geschichte, die eine gesellschaftliche Weichenstellung vor sich hat, wie wir sie seit über siebzig Jahren nicht mehr hatten. Die Politik läuft immer Gefahr, die augenblickliche Zeit als die Besondere zu bezeichnen. Allerdings glaube ich tatsächlich, dass wir im Augenblick vor den größten gesellschaftlichen Herausforderungen unserer Gesellschaft stehen. Denn unser Miteinander in Freiheit, Demokratie und Rechtsstaatlichkeit, ein Miteinander unterschiedlicher Kulturen und Religionen, ist nicht alleine dadurch gewährleistet, dass man auf Geschichte blickt.

Es ist ein Irrglaube, dass sich aus den historischen Erfahrungen heraus automatisch eine bessere Zukunft entwickelt. Wir müssen erkennen, dass jede Generation immer wieder neu verstehen muss – zum einen, dass sich Geschichte nicht wiederholt, zum anderen aber auch, dass Geschichte nicht neue Schrecken verursachen darf. Es gibt Gruppen in unserer Gesellschaft, die aus der Geschichte gelernt haben, aber die Geschichte zurückdrehen möchten. Man darf das nicht damit abtun, dass sie bestimmte Dinge nicht verstanden hätten, bestimmte Mechanismen nicht begreifen würden oder nicht erkennen würden, was das eigene Handeln auslöst.

Und daher ist der Fachtag heute mit dem Bild, dass der Kampf gegen Antisemitismus eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe ist, genau richtig eingeordnet. Denn tatsächlich handelt es sich beim Antisemitismus um eine Form des Hasses, die weit zurückreicht und in ihren Verbreitungsformen tief und fest in vielen Menschen – ich sage bewusst auch in uns allen – verortet ist. Der Antisemitismus hatte sich nach 1945 zunächst in die Hinterzimmer verzogen. Er war aber nie weg, auch nach ’45 nicht. Die gesunde Gegenwehr, die man in sich trägt, ändert nichts daran, dass jeder von uns diesen rosa Elefanten in sich trägt. Man soll nicht an ihn denken und dennoch befindet er sich im Hinterkopf. Wenn Verschwörungstheorien aufgerufen werden – die Fantasie einer jüdischen Weltherrschaft, des jüdischen Kapitals etc. –, dann haben wir den rosa Elefanten in unserem Kopf, weil wir sofort etwas damit anfangen können. Dies zeigt, wie tief der Antisemitismus sitzt. Die Frage, welche Reaktion darauf folgt, müssen wir individuell, aber am Ende eben auch als Gesellschaft beantworten.

„Denn tatsächlich handelt es sich beim Antisemitismus um eine Form des Hasses, die weit zurückreicht und in ihren Verbreitungsformen tief und fest in vielen Menschen – ich sage bewusst auch in uns allen – verortet ist.“

Insofern möchte ich der Jugendinitiative Spiegelbild herzlich danken, dass sie sich dieser Frage so intensiv und so breit annimmt. Wir werden den Antisemitismus nicht besiegen – da dürfen wir uns nichts vormachen –, aber wir müssen ihn so weit eindämmen und eingrenzen, dass er wieder etwas von seiner heutigen Wirkung verliert. Wir müssen die Uhr wieder ein Stück zurückdrehen, denn es ist nicht fünf vor zwölf, es ist zehn nach zwölf.

ANTISEMITISMUS IN DER SCHULE: EINE BESTANDSANALYSE[1]

von **Prof. Dr. Samuel Salzborn**
Gastprofessor für Antisemitismusforschung,
Technische Universität Berlin

[1] Dies ist ein gekürztes Transkript der von Prof. Dr. Samuel Salzborn frei referierten Vorstellung des Gutachtens „Antisemitismus in der Schule“, das er zusammen mit Dr. Alexandra Kurth (Justus-Liebig- Universität Gießen) im Januar 2019 veröffentlichte. Das Gutachten ist online abrufbar unter: https://www.tu-berlin.de/fileadmin/i65/Dokumente/Antisemitismus-Schule.pdf [letzter Zugriff: 16.03.2020]

Meine Damen und Herren, ich freue mich, hier die Gelegenheit zu haben, das wissenschaftliche Gutachten *„Antisemitismus in der Schule“* vorzustellen. Dieses Gutachten veröffentlichten wir von der TU Berlin gemeinsam mit der JLU Gießen Anfang des Jahres 2019.

Ich möchte im Folgenden nicht nur die dramatischen Probleme des Antisemitismus in der Schule skizzieren, sondern auch auf einige Handlungsperspektiven hinweisen, denn diese sind meines Erachtens an vielen Punkten seit Jahren bekannt. Sie länderübergreifend umzusetzen, wäre nicht teuer, es fehlt nur dezidiert am politischen Willen. Ich möchte Ihnen zeigen, wie meine Grundüberlegungen in Bezug auf das Thema sind und werde, wenn wir die Zeit haben, mich am Ende an einem Beispiel versuchen, um darzustellen, wie Antisemitismus in der Schule ganz konkret in Schulbüchern aussieht.

Was ist Antisemitismus? Eine Überlegung, die man sich im Fall Schule vor Augen halten muss, ist die Frage: Was ist Antisemitismus?

In der älteren Antisemitismusforschung ist eine Zeit lang davon ausgegangen worden, es handele sich um ein Vorurteil. Mittlerweile hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, Antisemitismus als ein Weltbild zu verstehen. Dies ist ein Ansatz, der auf einen bereits im Jahr 1945 von Jean-Paul Sartre geschriebenen Aufsatz zurückgeht. Sartre begreift Antisemitismus als eine Verbindung aus Weltbild und Leidenschaft. Dies ist in doppelter Hinsicht zentral. Einerseits geht es nicht wie beim Vorurteilsbegriff um etwas einfach Revidierbares, sondern um ein grundlegend eingenommenes Weltbild, mit dem man versucht, alle Erscheinungsformen der modernen Gesellschaft zu erklären.

Das antisemitische Weltbild wirkt auf alle Bereiche der Wahrnehmung, Deutung und Interpretation des Lebens. Es wirkt als ein kognitives System mit emotionalen Bedürfnissen. Antisemiten glauben an ihr Weltbild nicht obwohl, sondern weil es falsch ist; weil es ihnen bestimmte Möglichkeiten gibt, Formen von Negativaffekten ausagieren zu können und damit etwas herzustellen, was der Psychoanalytiker Béla Grunberger einmal auf den Begriff der „psychischen Hygiene“ brachte. Antisemiten agieren ihren Hass aus, um dadurch ein scheinbares seelisches Gleichgewicht herzustellen und emotionale Befriedigung zu erfahren.

Wir sehen, dass der Antisemitismus eine Verbindung aus Emotion und Kognition ist. Dies ist für das Problemfeld Schule zentral – das werden Sie gleich merken, wenn ich auf einzelne Fächer zu sprechen komme –, da sich das Weltbild derart strukturiert, dass der Antisemitismus das abstrakte Denken und das konkrete Fühlen ablehnt. Im Antisemitismus wird beides vertauscht: Das Denken soll konkret, das Fühlen abstrakt sein.

Ich illustriere Ihnen das anhand zweier Beispiele. Zum einen werden bestimmte abstrakte Prozesse moderner Vergesellschaftung nicht verstanden, daher wird eine jüdische Weltverschwörung imaginiert. Man fahndet immer nach konkreten Akteuren, weil man abstrakte Strukturen nicht begreift. Zum anderen können Sie beispielsweise im Bereich der Palästinensersolidarität sehen, was ich mit abstraktem Fühlen meine. Kein Mensch, der sich hier engagiert, interessiert sich für den einzelnen Betroffenen, es geht immer nur um das Kollektiv, das man mit Pseudoemotionen belädt. Damit wird konkrete Empathie für Menschen – das sehen wir auch bei der Ablehnung der Erinnerung an die Shoah – verwehrt. Insofern ist der Antisemitismus eine Verbindung aus dem Unwillen beziehungsweise der Unfähigkeit, abstrakt zu denken und konkret zu fühlen.

Ferner gibt es unterschiedliche Erscheinungsformen des Antisemitismus, die wir im Blick haben müssen.

„In der schulischen Thematisierung beobachten wir in Bezug auf den Nationalsozialismus eine opferfokussierte Erzählung und in Bezug auf Israel eine stark täterorientierte Erzählung. Ansonsten taucht das Judentum außerhalb des Religionsunterrichtes meist nicht in Schulbüchern auf. Eine selbstverständliche Darstellung des Judentums findet in der Regel nicht statt.“

Der rechtsextreme und der islamische Antisemitismus wurden heute schon erwähnt. Wir haben selbstverständlich auch in Teilen der politischen Linken, wie etwa dem antiimperialistischen oder dem postmodernen Milieu, ein manifestes Antisemitismusproblem. Außerdem erschien mir im bisherigen Verlauf des Tages der Antisemitismus der politischen Mitte in der Thematisierung noch etwas unterbelichtet. Wir haben in den letzten Jahren große Antisemitismusdebatten gehabt, die alle aus der politischen Mitte kamen. Denken Sie etwa an die Beschneidungskontroverse, bei der es nicht nur um die politische Mitte, sondern um hochgebildete Eliten ging. Diese waren häufig schlau genug, ihren Antisemitismus so zu formulieren, dass sie nicht als Antisemiten identifiziert wurden. Wir sehen also unterschiedliche Artikulationsformen, die sich alle in der Schule abbilden. Wir haben es nicht nur mit „Problemschulen“ zu tun, sondern mit ganz unterschiedlichen Formen des Antisemitismus, die sich in der Schule amalgamieren.

Schulische Querschnittsaufgaben Was folgt aus diesen Überlegungen unmittelbar für die Schule? Zunächst, dass wir den Antisemitismus direkt thematisieren können. Wer sich im Geschichtsunterricht engagiert, weiß, was damit gemeint ist. Wir können Antisemitismus im historischen Kontext direkt ansprechen, problematisieren, thematisieren und damit auch für Schüler zugänglich machen. Dies können wir auch in Bezug auf den gegenwärtigen Antisemitismus.

Der zweite mir sehr zentrale Teil ist die indirekte Thematisierung. Sie erinnern sich, ich sagte, Antisemitismus ist die Unfähigkeit oder der Unwille, abstrakt zu denken und konkret zu fühlen. Damit sieht man: Auch andere Fächer haben, wenn es darum geht, abstraktes Denken zu fördern, eine Verantwortung in der Antisemitismusprävention. Zum Beispiel kann die Mathematik der Ablehnung und Aversion gegen abstrakte Denkregeln vorbeugen. Auch andere Bereiche sind relevant: Wenn wir daran denken, dass Sportunterricht bis heute benotet wird und an Leistung orientiert ist und nicht Empathiefähigkeit stärken soll; wenn wir daran denken, dass musische und künstlerische Fächer immer geringer geachtet werden; wenn wir daran denken, dass es weit verbreitet ist, abstrakte Emotionen, beispielsweise im Zusammenhang von Fußballweltmeisterschaften, zu artikulieren und zugleich kein konkretes Gefühl für die Mitschülerin zu haben, die sich das Knie verletzt hat; dann sehen wir viele Bereiche, die in der indirekten Thematisierung eine Rolle spielen könnten.

Dritter Punkt in Bezug auf Antisemitismus ist die Frage der Allgemeinbildung. Es gibt ein eklatantes Unwissen über Judentum, jüdische Geschichte, Kultur und Religion. Das wirkt sich auch und besonders im schulischen Kontext aus.

In der schulischen Thematisierung beobachten wir in Bezug auf den Nationalsozialismus eine opferfokussierte Erzählung und in Bezug auf Israel eine stark täterorientierte Erzählung. Ansonsten taucht das Judentum außerhalb des Religionsunterrichtes meist nicht in Schulbüchern auf. Eine selbstverständliche Darstellung des Judentums findet in der Regel nicht statt.

Auch im Zusammenhang mit Antisemitismus wäre eine ganz andere Form der Auseinandersetzung möglich – denken Sie an die Lektüre von Shakespeare oder Walser. Das sind Möglichkeiten, manifesten Antisemitismus im Schulunterricht fern des Geschichtsunterrichts zu thematisieren. Im Falle von Martin Walser trifft man beispielsweise auf einen der übelsten Vertreter des Antisemitismus in der deutschen Nachkriegsliteratur.

Handlungsfeld Schule Damit komme ich zum zweiten Teil. Hier sind die Stichworte Schüler*in, Lehrer*in, Schulleitung, Schulbehörden und Schulbücher relevant. Ich möchte auf jedes kurz eingehen, um zu skizzieren, auf welchen verschiedenen Problemebenen wir uns bewegen.

Oftmals fokussieren wir Schüler*innen, wenn es um antisemitische Alltagsdiskriminierung in Schulen geht, gerade mit Blick auf Berlin. Das könnte etwas damit zu tun haben, dass die Situation in Berlin besonders problematisch ist, jedoch glaube ich das nicht. Stattdessen denke ich, dass Berlin bis jetzt das einzige Bundesland ist, das aufmerksam für antisemitische Vorfälle ist, Meldebehörden im Bereich des Senats hat und zudem zivilgesellschaftliche Initiativen wie RIAS[1] existieren, die solche Vorfälle dokumentieren.

Wir wissen in der Bundesrepublik überhaupt nicht, wie dramatisch die Verbreitung von Antisemitismus unter Schüler*innen ist. Genauso wie es aus der Sicht von Schulleitungen scheinbar an keiner Schule ein Drogen- oder Gewaltproblem gibt, existiert aus Imagegründen auch scheinbar kein Antisemitismusproblem. Aber natürlich hat jede Schule ein Drogen- und Gewaltproblem und dementsprechend ist anzunehmen, dass jede Schule in irgendeiner Weise mit dem Thema Antisemitismus konfrontiert ist. Wir wissen es schlicht und ergreifend nicht, weil es in den wenigsten Fällen Meldeverfahren gibt. Das Land Hessen hat, wie Sie wissen, vor Kurzem auch ein solches eingeführt.

Wir wissen auch nicht, wie weit der Antisemitismus unter Lehrkräften verbreitet ist. Es gibt zwei größere bekannt gewordene Fälle mit unterschiedlichen Umgängen, einen aus Berlin und einen aus Niedersachsen. In Berlin wurde die entsprechende Lehrkraft sehr schnell suspendiert. In Niedersachsen ist die Lehrkraft bis heute im Schuldienst tätig.

Ich komme noch einmal auf den Bereich der Schüler*innen zurück. Antisemitismus tritt im Alltag als Diskriminierung, Gewalttätigkeit und Gewaltandrohung auf. Im schulischen Kontext führt dies dazu, dass jüdische Kinder von Schulen genommen werden, weil diese Diskriminierung nicht mehr aushaltbar ist. Dies verbindet sich mit Fragen, die in diesem Zusammenhang relevant sind: Was ist mit den Elternhäusern? Es stellt sich die Frage, inwiefern ein antisemitischer Kontext bei den Eltern vorhanden ist. Welche Rolle spielen die Peer Groups und welche Rolle spielt eine bestimmte Sorte von Rap? Das sind die Bereiche, die die Schule meines Erachtens in den Blick nehmen muss, wenn sie diese Form von Alltagsdiskriminierung thematisieren will.

Lehrkräfte Bei den Lehrkräften geht es, wie auch bei der Schulleitung, erstmal um die Frage der Problemwahrnehmung, also inwiefern sie überhaupt in der Lage sind, Antisemitismus wahrzunehmen und dann auch bereit sind, daraus irgendeine Form von Konsequenz zu ziehen.

[1] Anm. Spiegelbild: Die „Recherche- und Informationsstelle Antisemitismus“ (RIAS) ist ein zivilgesellschaftliches Meldeportal, das eine breite Erfassung auch nicht justiziabler antisemitischer Vorfälle in Deutschland anstrebt.

Dadurch rücken Fragen von Fort- und Ausbildung in den Fokus. Das größere Problem ist die Frage der Ausbildung und nicht die der Fortbildung. Alle im Bereich der politischen Bildung Tätigen wissen, dass man letztlich nur eine „Feuerwehrarbeit“ leisten kann. Man wird als Fortbildner*in dann gerufen, wenn sich das Problem schon manifest an den Schulen zeigt. Wenn tatsächlich einmal Projekte und Fortbildungen proaktiv initiiert werden, hat man oft genau die Lehrer*innen bei sich sitzen, die eigentlich schon eine gewisse Grundsensibilität und Kompetenz mitbringen. Daher bin ich der Überzeugung, dass wir primär ein Ausbildungsproblem haben. Zusätzlich sind Fortbildungseinrichtungen chronisch überfordert und unterfördert. Eine Verstetigung, wie sie heute in einem kleinen Rahmen von Christoph Manjura angekündigt wurde – auch hier kann die Stadt Wiesbaden noch nachlegen –, fehlt eben flächendeckend. Aber der eigentliche Punkt ist die Ausbildungssituation an den Universitäten. Wir erwarten von Lehrkräften, dass sie in Bezug auf Antisemitismus kompetent sind, jedoch werden sie an den deutschen Hochschulen nicht entsprechend vorbereitet; die Studienordnungen sehen diese Form der Ausbildung nicht vor. Auch bei den Hochschullehrer*innen fehlt die dahingehende Kompetenz und von den Wissenschaftsministerien erfolgt keine Steuerung, die das ändern könnte.

Bei der Geschichtswissenschaft will ich in Bezug auf die Ausbildungssituation ansprechen, dass man in Deutschland Geschichtslehrer*in werden kann, ohne eine einzige Veranstaltung zum Nationalsozialismus besucht zu haben. Dies haben Kolleg*innen von der FU Berlin in einer bundesweiten Untersuchung zur Frage nach der Ausbildung von angehenden Geschichtslehrer*innen in Bezug auf Nationalsozialismus und Shoa herausgestellt. Da reden wir noch gar nicht über das Thema Antisemitismus, sondern über dieses Grundessential.

Hierfür gibt es unterschiedliche Gründe. Ein Problem in der Geschichtswissenschaft ist die Verschiebung der fachinternen Epochen. Der Nationalsozialismus wurde lange im Kontext der sogenannten Zeitgeschichte thematisiert, da diese Epoche nach einem alten Diktum von Hans Rothfels ungefähr drei Generationen umfasst. Die Zeitgeschichte rutscht immer weiter in die Gegenwart und der Nationalsozialismus rutscht raus. Die vorigen Epochen – die frühe Neuzeit oder die neue Geschichte – umfassen mehrere Jahrhunderte und haben im traditionellen Sinn der Fachsystematik den Nationalsozialismus nicht mehr im Blick. Sowohl bei der Ausbildungssituation in der Geschichtswissenschaft als auch bei der Neubesetzung von Professuren beginnt man, dahin zu tendieren, den Nationalsozialismus aus dem Blick zu verlieren. Dies ist darin begründet, dass die einen ihn traditionell nicht im Fokus ihrer Fachperspektive haben und die anderen auf die Gegenwart konzentriert sind. So können wir ja beispielsweise eine exorbitante Thematisierung von DDR-Geschichte beobachten.

Insofern haben wir es bei der Ausbildungssituation von Lehrkräften mit Problemen zu tun, die in einer längeren Verbindung stehen, wo es nicht nur um Kultus-, sondern auch um Wissenschaftsschwierigkeiten und vor allem um Lehrplan- und Studiengangsgestaltung geht.

Schulleitungen Ich komme damit zum dritten Punkt: Die Frage der Schulleitungen. Auch hier ist zentral: Gibt es überhaupt eine Problemwahrnehmung für das Themenfeld Antisemitismus? Inwiefern ist die Thematisierung des Antisemitismus in den Schulordnungen verankert? Inwiefern gibt es schulintern zwingende Meldeverfahren, die Antisemitismus auf die Agenda setzen?

Wir wissen, dass Schulen in der Regel erst dann aktiv werden, wenn es zu konkreten Krisenkonstellationen gekommen ist. Meist wird ein Projekttag oder eine Projektwoche initiiert. Das Thema wird auf externe Träger übertragen – hier kommen dann auch wieder die Träger der politischen Bildung zum Einsatz, die den Vorfall dann irgendwie lösen sollen. Der Antisemitismus wird im Regelfall also externalisiert und nicht als ein grundsätzliches Problem an der eigenen Schule wahrgenommen.

„Wir wissen, dass Schulen in der Regel erst dann aktiv werden, wenn es zu konkreten Krisenkonstellationen gekommen ist. Meist wird ein Projekttag oder eine Projektwoche initiiert. Das Thema wird auf externe Träger übertragen – hier kommen dann auch wieder die Träger der politischen Bildung zum Einsatz, die den Vorfall dann irgendwie lösen sollen. Der Antisemitismus wird im Regelfall also externalisiert und nicht als ein grundsätzliches Problem an der eigenen Schule wahrgenommen.“

Wenn eine Schulleitung eine Problemwahrnehmung hat, braucht man kein Meldeverfahren, aber ich bin sehr fest davon überzeugt, dass man sehr vielen Schulleitungen aufs Pferd helfen muss. Auch kompetente Lehrkräfte brauchen keine weitere Form von intensiver Beschäftigung, aber allen anderen muss man meines Erachtens nach Regelstrukturen vorsetzen. Wenn Lehrkräfte in diesem Bereich kein Wissen und Interesse haben, muss man sie in der Ausbildung dazu bringen, sich dieses Wissen anzueignen. Nicht im Bereich der Freiwilligkeit, sondern nach dem Prinzip der Struktur. Ein wesentliches Element jeder politischen Ordnung ist, dass sie Regularien und Regeln vorgibt, die auch entsprechend umgesetzt werden müssen. Das betrifft auch die Frage der Schulleitung und der dringend notwendigen Einführung von Meldepflichten an die untere, mittlere oder obere Schulaufsichtsbehörde – je nach Bundesland ist das anders strukturiert –, um damit eine ernsthafte Problemwahrnehmung von Antisemitismus herzustellen. Erst wenn solche Vorfälle gemeldet werden, haben wir überhaupt die Möglichkeit, tatsächlich zu wissen, mit welchen Formen des Antisemitismus wir im Schulalltag konfrontiert sind. Ist es ein Problem von Einzelnen oder von einer größeren Gruppe? Hat das Problem mit Elternhäusern oder Peer Groups zu tun?

Grenzen der Pädagogik Ein Punkt, der im Zusammenhang mit den Schulbehörden und Schulleitungen steht, ist, dass man neben den Potenzialen und Möglichkeiten der Pädagogik auch ihre Grenzen und Unfähigkeiten erkennen muss. Es fällt einem immer schwer, die eigenen Grenzen zu sehen, aber in bestimmten Punkten kann die Pädagogik nicht mehr gegen den Antisemitismus intervenieren. Es kommt niemand als Antisemit auf die Welt, aber wenn dieses Weltbild irgendwann geschlossen ist – das passiert irgendwann im Sozialisierungsprozess –, dann gibt es Grenzen und es fehlt die Möglichkeit, dem entgegenzukommen. Dann muss man sehen: Antisemiten ticken nach autoritären Mustern – wenn Prävention und Intervention nicht mehr helfen, sind Sanktionen und Repressionen angebracht. Auch im schulischen Kontext muss man meines Erachtens nach die Möglichkeiten der Hinzuziehung von Polizei oder Staatsanwaltschaft im Zusammenhang mit Antisemitismus voll ausschöpfen. Das ist ein sensibles Thema, aber da die Bundesrepublik ein Rechtsstaat ist, gibt sie bestimmte rechtliche Rahmenbedingungen vor, die auch für die Schule gelten. An diese muss man sich halten, wenn man pädagogisch nicht weiterkommt.

Fragen der Fachrelevanzen Ein letzter Punkt ist die Frage der Fachrelevanz zentraler Fächer. Ich muss zugeben, ich verstehe bis heute nicht, warum Politik oder Geschichte keine Hauptfächer sind. Sehen Sie es mir nach, ich verstehe auch nicht, warum wir so viele naturwissenschaftliche Fächer brauchen und diese nicht fusionieren können. Aber dieser Polemik muss man gar nicht folgen. Ich verstehe nicht, wie eine Demokratie, die es sich selbsterklärt zur Aufgabe gemacht hat, zu mündigen Bürger*innen zu erziehen, bis heute Politikunterricht nicht als das oder eines der zentralen Hauptfächer wertet und in den Stundenplänen entsprechend umsetzt.

Im Fall Hessen wurde der Politikunterricht zu einem Unterricht der Politik und Wirtschaft degradiert. Der Unterricht wird von den Ökonomiefachbereichen übernommen und die Politik damit zum Anhängsel der Wirtschaft herabgestuft. Die Wirtschaftswissenschaft ist in der Bundesrepublik in ihrer großen Masse nicht unbedingt gesellschaftskritisch orientiert, sondern sehr reproduktiv und unternehmensorientiert. Statt den mündigen Bürger zu erziehen, schaffen wir sowas wie den unmündigen Konsumenten. Ich bin mir unsicher, ob das die Grundlage sein kann, auf der man mit dem Thema umgeht und ich verstehe nicht, warum Schlüsselfächer nicht in den Hauptfachcharakter erhoben werden. Das muss man nicht auf Kosten der Naturwissenschaften machen, man kann sich andere Modelle ausdenken, die erfolgsversprechend sind.

Wir sind hier bei einem grundlegenden Problem und damit ist auch folgende Frage verbunden: Wie wahrscheinlich ist es, dass man Physikunterricht fachfremd unterrichten lässt, wenn man einen Fachkräftemangel hat? Wie wahrscheinlich ist dies dagegen bei Politik, Erdkunde und Geschichte? Sie kennen die Antwort.

Der fachfremde Unterricht nach dem Motto „Politikunterricht können ja alle“ ist ein Problem. Wenn Sie sich anschauen, wer Politik unterrichtet und wie unterrichtet wird, stellen Sie fest, dass natürlich nicht jeder Politik unterrichten kann. Zumal für die Erziehung zur Mündigkeit dramatischere Folgen entstehen, wenn die Schüler*innen nicht verstehen, wie das politische System funktioniert, als wenn sie keine Ahnung von physikalischen Sätzen haben.

Schulbücher Ein weiterer wesentlicher Punkt im Zusammenhang mit dem Antisemitismus in der Schule, auf den ich nun zu sprechen kommen möchte, sind die erheblichen Mängel der Schulbücher. Auch diese wären natürlich relativ einfach behebbar.

Ich möchte beim Thema Schulbücher vorab nur darauf hinweisen, dass sich die Deutsch-Israelische Schulbuchkommission Schulbücher angeschaut hat, vor allem für die Fächer Geschichte, Politik, Ethik und Erdkunde, und dabei drei Problemfelder benannt hat.

Das erste genannte Problemfeld ist die historische Begrenztheit der Darstellung des Antisemitismus. Hier kann man in Bezug auf die Darstellung des Nationalsozialismus zunächst positiv hervorheben, dass diese laut der Deutsch-Israelischen Schulbuchkommission angemessen und auf der Höhe der Zeit ist. Das ist der positive Punkt. Daran hängt jedoch der andere, dass in dieser Darstellung der Antisemitismus 1933 beginnt und 1945 endet – er hat keine Vorgeschichte, er hat keine Nachgeschichte und man kontextualisiert ihn nicht. Das könnte man natürlich sowohl im Geschichtsunterricht als auch im Religionsunterricht tun. Der evangelische

Unterricht hat mit Luther ein großes Potenzial, sich mit Antisemitismus auseinanderzusetzen. Auch der islamische Unterricht kann den Koran unter dem Gesichtspunkt judenfeindlicher oder antisemitischer Äußerungen lesen. Es gibt viele Möglichkeiten, auch in anderen Fächern anzusetzen, zum Beispiel bei den Sprachen und vor allem auch was die Nachgeschichte angeht, die Geschichte der Bundesrepublik, der deutsch-israelischen Beziehungen, auch Antisemitismus im internationalen Kontext, all das wären Varianten, die man ansprechen könnte – aber die Darstellung des Antisemitismus ist fast immer auf den Nationalsozialismus begrenzt.

Zweites genanntes Problemfeld ist die Darstellung von Israel in den Schulbüchern. Die Darstellung von Israel in deutschen Schulbüchern erfolgt extrem einseitig, also pro-palästinensisch und nicht einmal ausgewogen. Man kann immer noch darüber streiten, einen Konflikt eines demokratischen Staates mit terroristischen Organisationen ausgewogen darzustellen, ich glaube das wäre falsch. Ich glaube, man müsste eine ganz andere Form wählen, weil man Terrorismus nicht verharmlosen darf. Aber selbst wenn man das ausblendet und sagt, man bräuchte eine ausgewogene Darstellung beider Konfliktparteien, findet sich dies in den Schulbüchern nicht. Es existiert eine einseitige pro-palästinensische Parteinahme, die extrem überwältigend und extrem emotionalisierend ist.

Der dritte herausgestellte Kritikpunkt der Deutsch-Israelischen Schulbuchkommission an den Schulbüchern ist, dass das Judentum – jüdische Geschichte, Religion, jüdischer Glaube – in Schulbüchern als Querschnittsthemenfeld nicht auftaucht. Derzeit findet die Thematisierung in zwei Varianten statt. Die eine Variante ist in Bezug auf den Nationalsozialismus in einer stark opferfokussierten Erzählung. Die andere Variante ist in Bezug auf Israel in der erwähnten täterorientierten Erzählung. Ansonsten taucht das Judentum außerhalb des Religionsunterrichtes in der Regel nicht in Schulbüchern auf. Es gibt auch Ausnahmefälle. So wurden in einem geprüften Französischbuch Bilder unterschiedlicher Feste vorgefunden. Neben Festen wie Weihnachten, Geburtstag und dergleichen wurde auch das Laubhüttenfest aufgenommen. Diese Selbstverständlichkeit könnte in sämtlichen sprachorientierten Fächern umgesetzt werden. Stattdessen gibt es in der Masse der Schulbücher eine exponierte oder dehumanisierte Darstellung des Judentums, obwohl es ein selbstverständlicher Bestandteil deutscher, europäischer und internationaler Geschichte war und bis heute ist.

Die Kultusministerkonferenz (alle Kultusministerien der Länder) und der Zentralrat der Juden haben daraufhin eine Erklärung abgegeben, dass man den kritisierten Zustand ändern wolle. Tatsächlich wurden von den Kultusministerien bis heute keine dahingehenden Schritte unternommen. Es gibt also durchaus eine Form von Problematisierung, aber es existiert ein Nichtwille, daraus politische Handlungskonsequenzen zu ziehen.

Mit den Schulbüchern verbunden ist auch noch das Themenfeld der Verlage und Schulbuchautor*innen. Wie machen Schulbuchverlage Schulbücher? Die Verlage schauen sich genau die Vorgaben der Ministerien an. Solange es keine Veränderungen in den Richtlinien gibt, verändert kein Verlag irgendetwas an den Schulbüchern. Wir haben in den letzten Jahren viele Diskussionen über einzelne problematische Schulbücher gehabt. Auch wenn diese vom Markt genommen wurden, änderte dies nicht das Grundproblem.

Die Kultusministerien haben eine einfache Möglichkeit, Rahmenrichtlinien

und Lehrpläne zu ändern und damit eine lange Verkettung von Veränderungsprozessen in Gang zu setzen. Insofern ist jedes Kultusministerium, das sagt, „Wir nehmen das Problem Antisemitismus wahr und es ist uns wichtig“, verlogen, wenn es nicht die Verordnungen ändert, durch die es mit wenig Aufwand viel in Gang setzen könnte.

Meines Erachtens sind wir am Schlüsselpunkt beim Thema Antisemitismus in der Schule angelangt, weil wir nicht über einzelne Problemfälle oder Akteure reden, sondern über die Struktur. Politisch verändert man nur etwas, wenn man die Struktur verändert – und nicht, wenn man bei Einzelfällen rumlaviert.

Wer schreibt Schulbücher? Man darf überdies die Schulbuchautor*innen nicht vergessen. Schulbücher müssen normalerweise in einem Kombi-Team von Lehrkräften und Wissenschaftler*innen geschrieben werden. Wer schreibt solche Bücher? Das sind vor allem die Lehrer*innen, die recht engagiert sind oder Karriereambitionen haben. In gesellschaftswissenschaftlichen Fächern sind das oft Lehrkräfte, die eher einen politisch linken Hintergrund haben. Für die Frage, wie man mit Antisemitismus und Israel umgeht, hat das Konsequenzen. Wir stellen oft fest, dass die für den Bereich Politik oder Gesellschaftskunde bestimmten Bücher nicht grundsätzlich schlecht sind. Wenn man dann jedoch die Lehreinheiten zu Israel betrachtet, sind sie sehr problematisch. Man hat das Gefühl, die Autor*innen haben für ihre Recherche bestenfalls mal gegoogelt, aber in aller Regel einfach ihre eigenen Ressentiments aufgeschrieben. Dies hat etwas mit dem im politisch linken Kontext nicht zu vernachlässigenden grassierenden israelbezogenen Antisemitismus zu tun. Abschließend sind wir also noch einmal beim Antisemitismus unter Lehrkräften angelangt.

Ich muss jetzt zum Ende kommen und möchte Ihnen nur noch den Hinweis ans Herz legen, wenn Sie sich dazu mehr und detaillierter informieren wollen, beschäftigen Sie sich mit unserem Gutachten, das zum Vertiefen und Erweitern geeignet ist.

„Die Kultusministerien haben eine einfache Möglichkeit, Rahmenrichtlinien und Lehrpläne zu ändern und damit eine lange Verkettung von Veränderungsprozessen in Gang zu setzen. Insofern ist jedes Kultusministerium, das sagt, ’Wir nehmen das Problem Antisemitismus wahr und es ist uns wichtig‘, verlogen, wenn es nicht die Verordnungen ändert, durch die es mit wenig Aufwand viel in Gang setzen könnte.“

NIE WIEDER, SCHON WIEDER, IMMER NOCH? GESELLSCHAFTLICHE KONTINUITÄTEN UND WANDLUNGEN DES ANTISEMITISMUS

Prof. Dr. Julia Bernstein; Professorin für Diskriminierung und Inklusion, Frankfurt University of Applied Sciences

Prof. Dr. Rolf Pohl; Professor für Sozialpsychologie, Gottfried Wilhelm Leibniz Universität Hannover

Prof. Dr. Julia König; Juniorprofessorin für Erziehungswissenschaft, Johannes Gutenberg-Universität Mainz

MODERATION
Tom Uhlig; Bildungsreferent, Bildungsstätte Anne Frank e. V., Frankfurt am Main

Tom Uhlig: Herzlich Willkommen. Wir kommen nun zum ersten Panel mit dem Titel „Nie wieder, schon wieder, immer noch? Gesellschaftliche Kontinuitäten und Wandlungen des Antisemitismus“. Im Vortrag von Samuel Salzborn klang schon an, dass Antisemitismus nicht einfach nur ein Vorurteil ist, was man sich im Laufe des Lebens über Jüdinnen und Juden angeeignet hat, sondern es ist eben ein Ressentiment, das sich mit einem Weltdeutungsmuster verknüpft – und als solches Ressentiment unterliegt Antisemitismus ständigen geschichtlichen Wandlungen. Antisemitismus passt sich sozusagen den jeweiligen Erfordernissen in der Gegenwart an, tritt immer wieder in neuer Gestalt in Erscheinung, verändert den Ausdruck. Es gibt aber auch Kontinuitäten, die zum Teil sehr weit zurückreichen und sich analysieren lassen. Wir wollen uns heute mit der Frage beschäftigen, wie Antisemitismus gegenwärtig auftritt und das möchten wir aus einer dezidiert wissenschaftlichen Perspektive tun. Für den Einstieg habe ich mir einen „Fragenhagel“ überlegt. Ich stelle kurze Fragen und bitte um ganz kurze Antworten, maximal ein bis zwei Sätze, damit Sie einen Eindruck bekommen, mit wem Sie es hier eigentlich zu tun haben.

Julia Bernstein, vervollständige bitte folgenden Satz: Denke ich an Antisemitismus, denke ich an …

Julia Bernstein: Ich denke in erster Linie an die langfristigen Auswirkungen auf die jüdische Identität der Betroffenen, langfristige und konfliktträchtige innere Dialoge, die in der Auseinandersetzung oft nicht mitgedacht werden.

Tom Uhlig: Danke. Rolf, woran denkst du, wenn du an Antisemitismus denkst?

Rolf Pohl: Ich denke nach wie vor, auch unter einer wissenschaftlichen Perspektive, an die Rätselhaftigkeit. Ich weiß eigentlich immer noch nicht genau, wie Antisemitismus funktioniert und möchte es gern wissen, weil das Wissen eines der wichtigsten Werkzeuge ist, um einigermaßen angemessen intervenieren zu können.

Tom Uhlig: Julia König, woran denkst du?

Julia König: Ich denke auch daran, dass Antisemitismus ein Phänomen ist, das immer wieder der Analyse entwischt, da es so viele unterschiedliche Gestalten haben kann. Was mir außerdem einfällt

und hier noch nicht gesagt wurde, ist, dass nicht nur Massen für antisemitische Ressentiments anfällig sind, sondern auch sehr kluge Leute. Leute, die sich in ihrer Theoriebildung und ihrem intellektuellen Schaffen offensichtlich der Attraktivität eines antisemitischen Ressentiments nicht erwehren können und dieses auch bedienen.

Tom Uhlig: Julia Bernstein, wann war bei dir der Punkt erreicht, an dem du gesagt hast, dass du Antisemitismus auch wissenschaftlich bearbeiten willst?

Julia Bernstein: Das ist eine interessante Frage. Allein die Wahl der Forschungsthemen ist schon ein großes Privileg, denn die Minderheiten haben diese Wahl häufig nicht. Ich glaube, wir alle haben bestimmte Gründe, weshalb wir bestimmte wissenschaftliche Themen auswählen. Mein persönlicher Appell ist, das öfter zu thematisieren und auch als Teil der Forschung zu reflektieren, um es besprechbar zu machen. Das passiert häufig nur dann, wenn es tatsächlich um eine Person geht, die einer Minderheit angehört. In diesem Fall wird gern thematisiert warum man ein bestimmtes Thema wählt, weil es scheinbar zusammengehört. Es passiert aber fast nie bei Personen, die sich dem freiwillig stellen.

Wissenschaftlich habe ich mich mit Antisemitismus erstmals in meiner Doktorarbeit auseinandergesetzt, wo ich russischsprachige Juden interviewte, die in den letzten zwanzig Jahren nach Deutschland ausgewandert sind. Viele hatten tatsächlich die Illusion, dass sie vor Antisemitismus fliehen können, wenn sie nach Deutschland reisen. Es klingt wie ein Witz, aber das hat man teilweise wirklich gedacht. Das war der Punkt, an dem ich angefangen habe, mich wissenschaftlich mit Antisemitismus auseinanderzusetzen.

Tom Uhlig: Julia König, was muss man gegen Antisemitismus tun?

Julia König: Ich mache es jetzt ganz kurz, weil man entweder ganz viel dazu sagen kann oder ganz wenig. Ich würde sagen, immer wieder prüfen, widersprechen und sich vor allem keine Angst machen lassen, wenn man wegen der Interventionen angegriffen wird, was sehr wahrscheinlich ist.

Tom Uhlig: Das war wirklich sehr bündig. Julia Bernstein, schaffst du es auch so bündig?

Julia Bernstein: Ich glaube, es ist nicht sinnvoll, den abstrakten Dritten zu betrachten, der irgendwie antisemitisch sein könnte. Das nützt wenig, wenn wir uns nicht mit uns und unseren eigenen antisemitischen Anteilen, Gedanken und gedanklichen Konstrukten auseinandersetzen. Die Voraussetzung dafür sind geschützte Räume, in denen Menschen auch über ihre eigenen Ängste sprechen können. Über die eigene Unwissenheit, über das Schweigen in ihren Familien, das immer noch tradiert wird. Die meisten können darüber nicht sprechen, ohne dass gleich moralisierend darüber gesprochen wird oder Scham und Schuldgefühle hochkommen. Es geht also darum, Antisemitismus besprechbar zu machen. Damit würde ich anfangen.

Tom Uhlig: Danke für diese sehr prägnanten Antworten. Wir kommen nun zu den Inputs, die die Diskutant*innen vorbereitet haben. Wir beginnen mit Rolf Pohl. Ich übergebe das Wort an dich.

Rolf Pohl: In dem Ankündigungstext zu dieser Fachtagung heißt es, der Antisemitismus sei wegen seiner 2000-jährigen Geschichte „tief im Bewusstsein dieser Gesellschaft verankert“. Das ist natürlich nur die halbe Wahrheit, denn

es geht nicht nur um das Bewusstsein. Wenn er nur im Bewusstsein wäre, auch wenn er sehr tief verwurzelt wäre, dann würde die Möglichkeit existieren, über Lernprogramme, über Trainingsprogramme und so weiter daran heranzukommen. Mit Vorurteilen ist das möglicherweise auch der Fall. Antisemitismus ist aber kein hartnäckiges Vorurteil, das kognitionspsychologisch erklärt und aus dem Bewusstsein verbannt werden kann. Es geht, wie wir das bereits gehört haben, um das antisemitische Ressentiment, das als ein Weltbild und als eine Leidenschaft zusammengesetzt ist. Das heißt, die Verankerung ist sowohl individuell als auch kulturell. Die Antwort auf die Frage nach der Wiederkehr in verschiedenen Erscheinungsformen, also wieso es kulturell so stark verankert ist und auch individuell im Unbewussten wieder auftaucht, besteht in der unbewussten Verankerung als Ergebnis von sehr komplexen Abwehr- und Verarbeitungsmechanismen. Das ist eben nicht leicht veränderbar und sehr hartnäckig.

Die Einzelnen, die antisemitisch sind, müssen nicht pathologisch auffällig sein, überhaupt nicht, aber ihre Weltanschauung ist paranoid getönt. Diese paranoid getönte Wahrnehmungsbereitschaft ist sehr wichtig, also die Idee, dass es irgendwo Drahtzieher gäbe, die verschwörungstheoretisch hinter dem ganzen Übel der Welt stünden und von deren Ausrottung das Seelenheil und das Heil der Gemeinschaft abhänge. Das hat einen wahnhaften Charakter. Mich interessieren daran insbesondere zwei Punkte, zu denen ich jetzt kurz was sagen werde.

Zunächst zur Wahrnehmung. Wie funktioniert die antisemitische Wahrnehmung eigentlich? Was sind die wahrnehmungspsychologischen Grundlagen des Antisemitismus und wie funktioniert auf dieser Basis eigentlich das, was wir antisemitische Feindbildung nennen? Wenn wir von wahrnehmungspsychologischen Grundlagen des Antisemitismus reden, steht das, was die Psychoanalyse die Projektion nennt, im Mittelpunkt. Adorno versteht unter einer Projektion eine psychische Operation, durch die der Einzelne, das Subjekt, eigene Triebregungen, eigenes Unbewusstes und Verdrängtes, unliebsame Selbstanteile aus sich selbst abspaltet und an passende oder passend gemachte Gruppen externalisiert. Im Außen wird dann stellvertretend das verfolgt, was in einem selbst fremd und unliebsam geworden ist und nicht toleriert werden kann. Dieser Projektionsvorgang ist dann erfolgreich abgeschlossen, wenn es dem Einzelnen gelingt, die inneren Quellen dieses Vorgangs vollkommen zu verschleiern. Das Ziel besteht darin, die eigenen unliebsamen Tendenzen durch Verfremdung, Transformation und Veräußerlichung so zu behandeln, als ob es eine reale äußere Bedrohung gäbe, die, wenn man ihr nicht entfliehen kann, nur durch Bekämpfung erledigt werden kann. Gegen das nunmehr real Gewordene richtet sich die ganze Aufmerksamkeit und die Gegenwehr. So wird eine gigantische Bedrohung konstruiert. Das geschieht am besten, wenn es in einer Gruppe passiert. Das heißt, der konstruierte äußere Verfolger wird zum Träger der eigenen zerstörerischen Hassregung und wird damit zur Inkarnation des absolut Bösen. Damit kommen wir zum Antisemitismus. Das muss nicht jedes Mal neu erfunden werden. Es existieren genug historische Vorbilder und kulturhistorische Gründe, die einen dazu bringen, Juden als Prototyp für diese Art von absoluter Feindbildung, als Projektionsfläche, zu wählen. Der Antisemit, so Ernst Simmel, muss die Juden verfolgen, da er sich in der Tat einbildet, von den Juden verfolgt zu werden und bedroht zu sein.

Rechte und insbesondere völkische Gemeinschaftsideologien haben ein anzustrebendes Ziel, was erst erreicht werden kann, wenn alle störenden Elemente beseitigt worden sind, also die sogenannten „Fremdvölker“, insbesondere Juden. Erst durch diese Exklusion kann dieses „Wir-Gefühl“ befriedigt werden und der individuelle und vor allem der kollektive Narzissmus gestärkt werden. Die gewünschte nationale Identität ist somit nur durch die Definition und Ausgrenzung des Nichtidentischen zu haben. Wir finden im Kern von Fremdenhass und Nationalismus wichtige Vorstellungen von Reinheit und Unversehrtheit. Auch in den heutigen rechtsextremistischen und populistischen Bewegungen findet man dies, insbesondere bei den sogenannten Identitären, sie haben sich das ja schon als Namensgebung auf die Fahne geheftet. Diese Grundidee von kollektiver Identität impliziert die Idee: „Wir wollen eine von Versehrtheit und Beschädigung reine, heile Gemeinschaft und dazu müssen wir ausstoßen“.

Juden sind dabei im besonderen Fokus als Repräsentanten des sogenannten absoluten Fremden. An denen sei etwas besonders unheimlich, fremd und merkwürdig und daher besonders böse. Als Inkarnation des störenden und deshalb gehassten Fremden dienen sie als ungebrochen negative Projektionsfläche für nationalistische Wiedergeburtsfantasien. Antisemiten sehen in Jüdinnen und Juden, trotz Kommunikationslatenz, jahrzehntelanger Tabuisierung und dem Wechsel der Erscheinungsform, nach wie vor das Grundübel der Welt. An die Stelle des Aushandelns sozialer Interessenkonflikte tritt die Beseitigung des Schadens durch Vernichtung des vermeintlich Bösen und all seiner Repräsentanten.

Eben das ist die Grundideologie, die hinter der Idee der „Umvolkung“ oder des „Bevölkerungsaustausches“ von der AfD, bei den Identitären, in der gesamten Neuen Rechten und übrigens auch im Fall des Verschwörungsszenarios des Attentäters in Halle steckt. Hier kommen Antifeminismus und die Feindschaft gegen Muslime zusammen, mündend im Antisemitismus: Die Umvolkung funktioniere, weil der Feminismus dafür gesorgt habe, dass die deutschen Frauen nicht mehr genug Kinder bekommen würden. Das führe dazu, dass die Invasion der Einwanderer, der Muslime, die ja der „afrikanische Ausbreitungstypus“ seien, wie Höcke das mal formulierte, die urdeutsche Bevölkerung allmählich verdränge und austausche. Interessant ist die Vollendung des Verschwörungsszenarios: Dahinter stecke der Jude, meist wird George Soros hier stellvertretend genannt.

Hiermit lässt sich unter aktuellen Gesichtspunkten noch einmal der Bogen zu den wahrnehmungpsychologischen Annahmen und der projektiven Feinbildkonstruktion im Antisemitismus ziehen. Wenn wir die These von der wahrnehmungssteuernden Wirkung eines kollektiven Wahns mit seinem inhärenten Manichäismus, also die Aufteilung der Welt in Gut und Böse, in Schwarz und Weiß, in Oben und Unten, und vor allem seine aggressive, massenhaft loyalitätsstiftende Feindbildung ernst nehmen, dann können wir viel über die Gefahren lernen, die potenziell auch und gerade in einer demokratischen Gesellschaft von der Pervertierung der Wahrnehmung und der damit regelmäßig einhergehenden Abstumpfung von Moral durch die Mobilisierung einer die Massen in Krisenzeiten ergreifenden Projektion mit paranoiden Zügen ausgehen kann.

Letztes Beispiel zur Veranschaulichung des Umgangs der Populisten mit Wahrheit, Gefühlen und Einbildung. Als die PEGIDA-Demos anfingen und die Teilnehmer*innen noch bereit waren, sich interviewen zu lassen, gab es eine Reihe von Interviews des Magazins Panorama. Ein Interview fand ich signifikant. Eine Teilnehmerin begründete ihre Demo-Teilnahme damit, dass in Dresden das ganze Stadtbild von gefährlichen und bedrohlichen Muslimen geprägt sei. Ihre Tochter könne nicht mehr alleine zur Schule gehen, sie selbst könne nicht über die Straße gehen, ohne dass sie angepöbelt werde. Irgendwann wies die Reporterin darauf hin, dass es in Sachsen nur 2,9 % Ausländer gäbe und nur 0,7 % Muslime in Dresden leben würden, ihre Wiedergabe der Wirklichkeit könne nicht stimmen. Daraufhin sagte die Frau einen signifikanten Satz, der eigentlich den Kern davon ausmacht, was wir heute als postfaktische Wahrnehmung verschleiernd bezeichnen, sie sagte nämlich: „Ich sehe das aber anders“. Sie glaubt, was sie sagt, sie sieht, was sie fühlt, sie glaubt, was sie sieht und sie sieht, was sie glaubt. Und wenn der Kreislauf einmal so dicht ist, dann kommen wir an diese Leute ganz schlecht heran.

Allerletztes Beispiel: Der AfD-Vorsitzende in Berlin hantierte im Wahlkampf vor der letzten Senatswahl wochenlang mit falschen Zahlen über die angebliche Kriminalitätsbelastung von Geflüchteten. Einmal wurde er von einem Reporter darauf hingewiesen, dass statistisch doch falsch sei, was er sage. Daraufhin antwortete auch er etwas ganz Zentrales, nämlich: „perception is reality“. Wahrnehmung ist Realität. Wenn wir damit anfangen, die Wirklichkeit des Gefühls ernst zu nehmen, dann haben wir verloren. Das beunruhigende Vordringen sogenannter postfaktischer Wahrnehmung und das damit einhergehende völkische Denken einschließlich einer geschichtsrevisionistischen Leugnung oder Verharmlosung, Stichwort „Vogelschiss“, weist meiner Meinung nach mit aller Deutlichkeit auf die Aktualität dieser sozialpsychologischen Untersuchungsperspektive im Spannungsfeld von Normalität und Pathologie mit einer besonderen Fokussierung auf eben jene wahrnehmungspsychologischen Fragen hin, die sehr stark vernachlässigt oder nicht systematisch bearbeitet werden.

Tom Uhlig: Danke Rolf, für diese sehr dichte Zusammenfassung der affektiven Funktionsweise von Antisemitismus und der identitätsstiftenden Wirkung, die Antisemitismus entfalten kann und die einen kollektiven Narzissmus nährt. Ich habe eine Nachfrage, und zwar hast du über die inneren Quellen dieses Vorgangs gesprochen, die durch Antisemitismus verschleiert würden. Den Antisemiten ist es ja häufig überhaupt nicht bewusst, dass sie antisemitische Ressentiments in sich tragen, da ist der Vorgang wirklich verschleiert. Aber was ist es eigentlich, was da verschleiert wird, was macht Antisemitismus attraktiv?

„Antisemitismus ist kein kleines Vorurteil gegen eine Gruppe oder eine Minderheit, er ist eine komplette Weltanschauung.“

Rolf Pohl: Wenn man so will, ist es ein komplettes Welterklärungsmodell. Es ist kein kleines Vorurteil gegen eine Gruppe oder eine Minderheit, es ist eine komplette Weltanschauung. Zweitens ist es das Gefühl, dass man in einer Gruppe ist, die ähnlich denkt und fühlt. Wenn man dieses Gefühl hat, dann erleichtert das Identifizierung und Massenbildung. Die Massen müssen im Zeitalter der Digitalisierung gar nicht real sein, das sehen wir an der digitalen Vernetzung der Attentäter in der letzten Zeit. Das sind virtuelle Vermassungen, die voneinander zehren und lernen.

Was mich immer so stört bei der ganzen Diskussion zu dem Umgang mit Rechtsextremismus, Rechtspopulismus, PEGIDA oder AfD ist die Aussage: „Ja, aber wir müssen doch die Ängste der Bevölkerung ernst nehmen“. Um welche Ängste geht es dabei? Mir fällt die Studie von Jean-Paul Sartre aus den 70ern ein, wo er fragt, wovor der Antisemit eigentlich Angst hat. Er beantwortet die Frage damit, dass der Antisemit vor allem Möglichen Angst habe, Angst vor seiner eigenen Courage, Angst davor, dass man die Welt untersuchen müsste, Angst davor, das Schicksal in die eigene Hand zu nehmen. Der Antisemit habe vor allem Möglichen Angst, aber keine Angst vor den Juden. Die große Frage ist jetzt, wie Hass auf Juden entsteht, das finde ich das Rätselhafte, da gibt es individuelle Dispositionen, aber man kann das nicht aus dem Individuellen heraus erklären. Es geht auch um Demagogie und Aggression, die politisch gesteuert werden.

Tom Uhlig: Danke. Wir gehen zu Julia Bernstein über. Julia Bernstein beforschte, wie Jüdinnen und Juden Antisemitismus selbst erleben, ihn wahrnehmen und damit umgehen.

Julia Bernstein: Es gibt sehr viele Punkte, an die ich spontan anknüpfen könnte. Vielleicht fangen wir mit dem Ereignis in Halle an. Wenn man sich die Medien angeschaut hat, war es ganz deutlich, dass wir für diese Art von Vorfällen eine ganz gut entwickelte Sprache haben, eine adäquate Sprache für Rechtsextremismus. Drei Tage zuvor wollte in Berlin ein Geflüchteter mit dem Messer bei einem Judaicazentrum, bei dem er dachte, es sei eine Synagoge, möglichst viele Menschen töten. Er wurde gestoppt, bei ihm wurden mehrere Messer gefunden, aber nachmittags war er schon wieder Zuhause. Mittlerweile ist er in der Psychiatrie. Das war drei Tage vor dem Attentat in Halle. Ich ziehe keine kausalen Verbindungen zwischen dem einen Ereignis und dem anderen, aber aus der Sicht der Betroffenen weiß man tatsächlich nicht, aus welcher Ecke, in welchem Moment, was als Nächstes kommt. Wenn man tatsächlich alle Menschen, die irgendwelche antisemitischen Anteile in sich tragen, in die Psychiatrie stecken würde, dann wären die Straßen hier halb leer.

„Eine Betroffene hat den alltäglichen Antisemitismus einmal als Nieselregen bezeichnet. Sie sagte, man habe das Gefühl, es sei schon ok, dann käme noch ein Tropfen, noch ein Tropfen und noch ein Tropfen. Irgendwann komme man nach Hause und das ganze Haar sei nass. Diese Metapher fand ich sehr treffend.“

Eine Betroffene hat den alltäglichen Antisemitismus einmal als Nieselregen bezeichnet. Sie sagte, man habe das Gefühl, es sei schon ok, dann käme noch ein Tropfen, noch ein Tropfen und noch ein Tropfen. Irgendwann komme man nach Hause und das ganze Haar sei nass. Diese Metapher fand ich sehr treffend.

Gestern war in Freiburg wieder ein Vorfall: Jemandem wurde die Kippa weggeschlagen und Sachen gerufen wie „free palestine“ und ein anderer wollte ihn schlagen, niemand hat interveniert. Ich glaube, das ist in gewisser Hinsicht eine ganz typische Situation, als dass die Betroffenen noch viel mehr von der schweigenden Mehrheit verunsichert werden als von dem jeweiligen Täter. Sie verlieren dadurch das Grundvertrauen in die Welt und in die Gesellschaft, die sie theoretisch schützen sollte. Dann kommt die Frage auf: „Stört das nur mich? Warum sagt niemand was?“

Die Diskrepanz in der gefühlten Wahrnehmung des Antisemitismus ist zentral. Wir vertrauen unserer wertvollen sozialen Intuition. Wir vertrauen dieser Intuition mehr als allen wissenschaftlichen Befunden zusammen. Aber diese soziale Intuition und die Gefühle können sehr unterschiedlich aussehen – je nachdem aus welcher Identität heraus man spricht. Es ist klar, dass sich meine Lebensszenarien von denjenigen unterscheiden, die über Antisemitismus philosophisch diskutieren können. Aus der Betroffenenperspektive ist Antisemitismus in Deutschland ein großes Problem. Die meisten Jüdinnen und Juden wagen es nicht mehr, jüdische Symbole zu tragen.

Aus der Sicht der meisten Lehrkräfte sieht das anders aus. Wenn Antisemitismus relevant sei, dann in Berlin. Es werden dann auch nur bestimmte Formen von Antisemitismus erkannt, nämlich nur direkte Vernichtungsfantasien, aber auf keinen Fall israelbezogener oder verschwörungstheoretischer Antisemitismus. Wir haben ein ganze Tabelle zu der Diskrepanz zwischen den Wahrnehmungen der Betroffenen und der Professionellen. Für die Betroffenen ist das sehr frustrierend. Viele Kinder und Jugendliche erzählen den Eltern nicht, wenn ein antisemitischer Vorfall passiert ist. Wenn sie es erzählen, überlegen die Eltern, ob es sich lohnt, zu der Lehrkraft zu gehen, weil es nicht selbstverständlich ist, dass die Lehrkraft Verständnis für diese Problematik hat. Ich fand die Idee von Samuel Salzborn sehr gut, strukturell etwas zu verändern, indem man Geschichte oder PoWi zu Hauptfächern macht, aber mit den vorhandenen Lehrkräften und mit dem Wissen, mit dem sie momentan agieren, bräuchten wir vorher eine komplett andere Lehrerausbildung. Bei denen, die jetzt im Feld sind, freue ich mich, dass es keine Hauptfächer sind. Oft taucht bei den Lehrkräften selbst Antisemitismus auf, es ist eine Katastrophe.

Ich möchte noch kurz sagen, was die zwei meist verbreiteten Formen des Antisemitismus sind, mit denen Jüdinnen und Juden hier tagtäglich zu tun haben. Zum einen ist das der sehr emotional beladene israelbezogene Antisemitismus. Dazu wurde ja bereits einiges gesagt.

Die andere Form, die Jüdinnen und Juden hier beschäftigt, ist das, was wir Echos aus der Nazizeit nennen. Es ist diese Enthemmung, diese absolute Normalisierung von bestimmten Symbolen oder auch der Sprache. 75 Jahre nach der Shoa werden Redewendungen wie „Bis zum Vergasen“ im Alltag verwendet. Dies verursacht eine Unsicherheit, weil man sich sofort im Land der Täter versteht. 80 % der Befragten in einer repräsentativen Umfrage glauben, dass ihre Vorfahren Juden gerettet hätten, das wären ungefähr 10,8 Millionen Menschen. Wäre es so gewesen, wären 500.000 Menschen gerettet worden, in Wahrheit waren es 0,016 %, die Juden retteten. Gleichzeitig denken 41 % der Bevölkerung in Deutschland, die Juden reden zu viel über den Holocaust und 40 % der Jugendlichen wissen nicht, was Auschwitz-Birkenau ist. Diese Komplexität und unglaubliche Sehnsucht nach positiven kollektiven Identitäten, das sind die Baustellen, die Jüdinnen und Juden am meisten beunruhigen.

Tom Uhlig: Danke für diesen Beitrag, Julia. Sehr spannend, dass du zum Schluss noch mal die Ergebnisse des multidimensionalen Erinnerungsmonitors der Studie von Andreas Zick und Kolleg*innen über die Wahrnehmung der eigenen Familiengeschichte erwähnt hast. Ich habe noch eine Frage: Wie kommt es, dass selbst in kritischen Kreisen oder wissenschaftlichen Milieus, die sich kritisch mit Antisemitismus auseinandersetzen wollen, jüdische Stimmen häufig unter den Tisch fallen? Wir wissen zum Beispiel, dass am Expertenarbeitskreis Antisemitismus des deutschen Bundestages im ersten Anlauf Jüdinnen und Juden nicht beteiligt wurden. Erst nach der massiven Kritik von jüdischen Institutionen wurde das geändert. Wie kann es sein, dass diese Perspektive immer wieder unter den Tisch fällt?

Julia Bernstein: Vielleicht ist es eine gewagte These, aber ich glaube, wenn man einsieht, dass die Betroffenen existieren, dann muss man einsehen, dass es auch Antisemiten gibt. Aber es gibt in diesem Land scheinbar keine Antisemiten. Es ist rechtlich fast problematisch, jemandem Antisemitismus zu unterstellen.

Es ist sehr mühsam und sehr unangenehm, über sich in einem unschönen Licht zu sprechen oder sprechen zu müssen, nicht über den Antisemiten, sondern über konkrete Menschen, über uns und über mich selbst. Ich bitte Sie, sprechen Sie nicht über Antisemiten, sprechen Sie über sich selbst. Bestimmte Fragen tangieren bestimmte Bilder. Schließen Sie mal die Augen und stellen Sie sich einen Juden vor. Bilder sind mit Stereotypen verbunden. Wie soll man sich Juden vorstellen? Das ist eine assoziative Kette mit den über Jahrhunderte tradierten und immer wieder aktivierten Bildern, über die wir uns vielleicht nicht im Klaren sind.

Wenn man die Perspektive der Betroffenen in den Vordergrund nimmt, dann muss man ihren Stimmen zuhören. Das stellt keinen schönen sozialen Spiegel für Leute dar, die sich als sehr reflektierte Menschen sehen, die schon dreimal im Kibbuz waren und Adorno kennen. Ich glaube, es ist sehr schmerzhaft, sich von den eigenen Gewissheiten zu trennen. Diese Trennung muss man schmackhafter machen. Wenn man sich über die eigenen Ängste und ihre Hintergründe bewusst wäre, würde man begreifen, dass antisemitische Einstellungen einen eigentlich impotent machen.

„Vielleicht ist es eine gewagte These, aber ich glaube, wenn man einsieht, dass die Betroffenen existieren, dann muss man einsehen, dass es auch Antisemiten gibt. Aber es gibt in diesem Land scheinbar keine Antisemiten. Es ist rechtlich fast problematisch, jemandem Antisemitismus zu unterstellen.“

Tom Uhlig: Danke. „Es gibt heute keine Antisemiten mehr.“ Dieser Satz aus der Dialektik der Aufklärung, was ja kontrafaktisch ist, würden viele heute im universitären Bereich so unterschreiben. Die Universität als ein Ort der Aufklärung, an dem es so etwas wie Antisemitismus nicht geben kann oder nicht geben darf, aber trotzdem gibt. Ich übergebe das Wort an Julia König, die genau darüber sprechen wird, wie heutzutage Antisemitismus an der Uni im akademischen Kontext auftritt.

Julia König: Vielen Dank. Ich hatte auch gerade bei deinem Schluss gedacht, dass das eine gute Überleitung ist. Ich denke, das Spezifische am Antisemitismus im akademischen Feld ist, dass er intellektualisierter, also in einer anderen, dem Feld entsprechenden Form auftritt. Wenn man über Antisemitismus in der Akademie spricht, kommt man auch nicht umhin zu erkennen, dass Antisemitismus nicht nur ein Problem der Rechten und der gesellschaftlichen Mitte ist, sondern auch ein Problem der Linken. Was heißt das im Einzelnen? Es gibt antisemitische und antizionistische Agitationen an Hochschulen und in Hörsälen. Aus den USA kommt der Begriff „campus antisemitism“, der die scheinbar wachsende Tendenz antisemitischer Agita-

tion an Universitäten zu fassen versucht. Das Phänomen ist vielleicht in den USA und einigen anderen europäischen Ländern deutlicher, aber auch in Deutschland haben wir regelmäßig damit zu tun. Der Antisemitismus, mit dem wir es hier zu tun haben, äußert sich anders als in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts, als Jüdinnen und Juden an den Universitäten verfolgt und der Universität verwiesen wurden, um sie dann zu ermorden. Der Unterschied liegt darin, dass sich der Hass, der sich früher direkt auf „die Juden“ bezog, heute erst eine Schlaufe über den Nahen oder Mittleren Osten macht, aber dann wird es auch wieder sehr direkt und persönlich. Ich habe beispielsweise kürzlich ein Interview mit der Tochter des israelischen Botschafters in New York gelesen, die an ihrem College telefonierte und am Handy hebräisch sprach. Daraufhin wurde sie von Aktivist*innen, die sich *„students for justice in palestine“* nannten, angepöbelt.

In Deutschland fand ein Vorfall an der Humboldt-Universität eine relativ große mediale Verbreitung, als eine Veranstaltung der Deutsch-Israelischen Gesellschaft gestört wurde. Dort wurde die Knesset-Abgeordnete Aliza Lavie zusammen mit der Shoa-Überlebenden Deborah Weinstein eingeladen und nach kurzer Zeit kamen antizionistische Aktivist*innen und haben Deborah Weinstein niedergebrüllt. Es ist unglaublich, dass eine Frau, die den Holocaust überlebte, nach Israel auswanderte und dann wiederkommt, um an einer Universität zu sprechen, mit Sprüchen wie „Kindermörder Israel“ niedergebrüllt wird. Als wäre nichts passiert, kommt wieder dieses Klischee, dass Juden Kinder umbringen. Deborah Weinstein hat sich davon überhaupt nicht einschüchtern lassen und das, finde ich, hat eine Vorbildfunktion. Sie hat in Interviews danach gesagt, es mache ihr überhaupt keine Angst. Auf sie habe ich vorhin angespielt, als du gefragt hast, was man gegen Antisemitismus machen kann. Man sollte sich keine Angst machen lassen.

Ich hatte anfangs gesagt, dass man, wenn man über Antisemitismus an der Uni und in der Akademie sprechen will, Antisemitismus als ein Problem aller politischen Spektren erkennen muss. Institutionell verfestigt ist das in der BDS-Kampagne, von der Sie sicher alle schon mal gehört haben. Boykott, Desinvestition und Sanktion, eine internationale Kampagne, die mittlerweile auch eine riesige Resonanz hat. BDS wurde 2004 gegründet, der Selbsterzählung nach von palästinensischen Intellektuellen und Akademiker*innen nach dem Vorbild des internationalen Boykotts gegen das südafrikanische Apartheidsregime. Das südafrikanische Apartheidregime basierte ja auf einer sogenannten „Rassentrennung“ – und diese Situation wird dann mit Israel verglichen. Das ist natürlich falsch. Klar gibt es in Israel Probleme mit Rassismus und man muss nicht verschweigen, dass Palästinenser*innen auch diskriminiert werden, aber es gibt keine „Rassentrennung“. Es gibt palästinensische Abgeordnete, Professor*innen, Studierende, allein deswegen ist diese Gleichsetzung sehr tendenziös. Idee und Programm von BDS ist, israelische Intellektuelle und Universitäten zu boykottieren, Leute, die mit israelischen Unis kooperieren, auszuschließen. Dasselbe wird auf der Ebene von Kultur und Ökonomie angestrebt. Damit geht einher, dass Jüdinnen und Juden, egal welche Staatsangehörigkeit sie haben, dauernd zum Nahostkonflikt Stellung nehmen sollen.

Tom Uhlig: Wir kommen zum letzten Teil des Panels. Es wird Zeit, dass das Publikum die Gelegenheit bekommt, Fragen an das Podium zu stellen.

Publikum: Ich habe mich während Ihrer Ausführungen gefragt: Was ist der Unterschied zwischen Antisemitismus und Rassismus?

Julia Bernstein: Es gibt eine ganze Reihe an Komponenten, die Rassismus von Antisemitismus unterscheiden. Zunächst ist Antisemitismus ein viel älteres Phänomen. Außerdem ändert Rassismus selten die Masken. Obwohl wir uns seit über hundert Jahren gegen Rassismus einsetzen, bleibt die Idee des biologisierten Rassismus: Je heller die Hautfarbe, desto entwickelter ist der Mensch. Der Antisemitismus ändert sich und passt sich dem Zeitgeist oder der jeweiligen Epoche an.

Hinter Rassismus steht nicht das Ziel, alle Schwarzen Menschen auf der Welt zu ermorden. Die Menschen, die rassistisch diskriminiert werden, werden am Boden der sozialen Hierarchie positioniert. Juden wird Macht zugeschrieben. Hinter dem Antisemitismus, und zwar in jeglicher Form von Antisemitismus, ist die Vernichtungsfantasie fest eingeschrieben; hinter allen Formen versteckt sich die einfache Idee, dass die Welt ohne Juden besser wäre. Schon Léon Poliakov hat gesagt, dass es in gewisser Weise verständlich sei, dass man eine Gruppe als Sündenbock benutzte; aber warum halluziniert man immer wieder die Juden dafür herbei? Selbst in Malaysia, wo Juden nie gelebt haben, ist Antisemitismus weit verbreitet. Das ist ein sehr spezielles Konstrukt.

Julia König: Ich möchte dir nicht widersprechen, würde deine Ausführungen an einem Punkt aber komplizieren wollen. Denn auch Rassismus tritt je nach den sozio-historischen Kontexten unterschiedlich auf. Es hat die rassistischen Genozide gegeben. Während des deutschen Kolonialismus gab es die Vernichtung der Hereros. Bei dem Krieg gegen Herero und Nama ging es nicht mehr darum, sie zu unterwerfen, sondern darum, sie zu vernichten. Man kann auch auf die derzeitigen Diskussionen über Flucht verweisen. In einer ganz furchtbaren Sprache, die ich nicht reproduzieren möchte, wird über die übers Mittelmeer flüchtenden Menschen gesagt, dass die ruhig alle sterben können. Auch hier scheinen Vernichtungsfantasien sehr massiv vorhanden zu sein. Ich möchte dir damit aber wie gesagt nicht widersprechen, denn bei den rassistischen Theoriekonstruktionen geht es gegen „die da unten“ und bei antisemitischen immer um „die da oben“.

Tom Uhlig: Ich bedanke mich bei dem Podium. Wir haben jetzt Einblicke aus der empirischen Theorie, der kritischen Sozialforschung und dem universitären Aktivismus bekommen. Jemand, dessen Namen mir grade entfallen ist, hat mal gesagt, der einzige sinnvolle Grund, sich mit Antisemitismus auseinanderzusetzen und auch wissenschaftlich auseinanderzusetzen, ist, ihm Widerstand entgegenzusetzen; und ich finde, ihr habt illustriert, wie man eine politische Haltung mit einem theoretischen Anspruch verbinden kann – und dafür bedanke ich mich.

PÄDAGOGIK WEGEN ANTISEMITISMUS? PERSPEKTIVEN AUS DER BILDUNGSARBEIT

Hendrik Harteman; Leiter von Spiegelbild und Projektleiter von *„world wide antisemitism“*

Susanne Michal Schwartze; Gymnasiallehrerin (Geschichte und PoWi) und Lehrkraft für besondere Aufgaben, Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main

Leah Heymann; Lehrerin aus Wiesbaden im Ruhestand (Englisch und Ethik), mitverantwortlich für die deutsch-israelische Jugendbegegnung *„mail@more“*

MODERATION

Randi Becker; Soziologin und Dozentin am Bildungszentrum des Bundes, Wetzlar

Randi Becker: Ich darf Sie ganz herzlich zu dem zweiten Panel „Pädagogik wegen Antisemitismus? Perspektiven aus der Bildungsarbeit“ willkommen heißen.

Um uns zunächst dem Istzustand an Schulen und in der außerschulischen Bildungsarbeit zu nähern, möchte ich gern von Ihnen wissen, welche Erfahrungen Sie mit Antisemitismus in Ihrem Arbeitsalltag und in den spezifischen Bildungskontexten, in denen Sie tätig sind, gemacht haben.

Susanne Michal Schwartze: Ich habe mehrere Arbeitsorte. Der eine ist die Schule, der andere ist die Universität. An der Universität arbeite ich für das Historische Seminar und bilde Lehrer*innen in der Praxisphase (Praxissemester) aus. Außerdem leite ich Lehrer*innenfortbildungen.

Das erste Beispiel für Antisemitismus in meinem Arbeitsalltag kommt aus der Schule. Hier würde ich grundsätzlich sagen: Es gibt ein Problem mit Antisemitismus von Schüler*innen. Antisemitismus ist aber ein gesamtgesellschaftliches Problem, das sich in ganz unterschiedlicher Form, mit unterschiedlichen Motiven und mit unterschiedlichen Funktionen überall findet. Ich würde das nicht danach zuordnen können, welche Herkunft die Schüler*innen haben.

Ich denke aber, dass Lehrkräfte ein größeres Problem darstellen – nicht weil sie antisemitischer sind, sondern weil sie durch ihr Verhalten das Problem Antisemitismus reproduzieren oder auch produzieren. Um mal ein Beispiel zu bringen, das mir erst vor kurzer Zeit passiert ist. Es ist kein offen antisemitisches Beispiel, aber es macht vielleicht greifbarer, was Julia Bernstein vorhin schon mit dem Nieselregen versucht hat darzustellen.

Zwei oder drei Tage nach dem Attentat in Halle waren meine Freundin und ich noch sehr aufgewühlt. Die nicht-jüdische Mehrheitsgesellschaft war es nicht; auch wenn es ein mediales Thema war, ging alles normal weiter. Auch ich musste in die Schule und meinen Job machen, Geschichte und PoWi unterrichten. Dann kam eine Lehrerin auf mich zu und meinte, es gäbe ein Problem mit einem Schüler, der in einen Ethikkurs bei einem anderen jüdischen Lehrer eingewählt wurde. Der Schüler habe bei der Oberstufenleitung den Antrag gestellt, den Kurs zu wechseln. In der Anfangsphase kann man das noch unbegründet machen. Es soll aber sehr offensichtlich gewesen sein, dass er das gemacht habe, weil er nicht von einem jüdischen Lehrer unterrichtet werden wollte. Ich weiß nicht, ob die Oberstufenleitung das wusste. Die Lehrerin, die mir das erzählte, forderte mich auf, etwas zu unternehmen.

Ich finde das symptomatisch: Bei antisemitischen Vorfällen kommen Lehrer*innen zu meinem Kollegen oder zu mir und meinen, dass wir etwas unternehmen müssten. Sie selbst wollen dagegen nicht die Verantwortung übernehmen. Wir sind in solchen Fällen mit einem Entlastungswunsch konfrontiert, den wir nicht erfüllen können.

Auch im genannten Beispiel sagte ich: „Nee, das ist jetzt nicht mein Job." Daraufhin ging die Diskussion weiter, warum sich der Kollege nicht beschwert habe. Ich versuchte, ihr deutlich zu machen, warum es völlig legitim ist, dass der Kollege den Vorfall nicht zu seinem Thema machen möchte. Vielmehr ist dies die Aufgabe der anderen, die das mitbekommen. Ich weiß nicht, ob das angekommen ist. Es war eine sehr anstrengende Situation, die in dieser Form immer wieder vorkommt. Immerhin nehmen diese Lehrer*innen das Problem wahr.

Ich würde noch ein anderes Beispiel anführen. Ich erwähnte bereits, dass ich neben meiner Arbeit an der Schule auch an die Uni abgeordnet bin, insbesondere für den Bereich des antisemitismuskritischen Geschichtsunterrichts. Ich fragte zu Beginn meiner Lehrtätigkeit den verantwortlichen Geschichtsdidaktikprofessor, ob ich meine Veranstaltung wegen der Aktualität des Themas für Lehramtsstudenten der Haupt- und Realschule öffnen könnte. Ich bekam eine nette Antwort, jedoch mit dem Verweis, dass dies nicht ginge, weil ich nur für die Gymnasiallehrkräfte eingestellt sei. Man müsse gucken, dass auch die anderen Kurse besucht werden. Diese Antwort halte ich für symptomatisch. Sie ist nicht antisemitisch, jedoch empathielos, ignorant und technokratisch. Das sind die strukturellen Probleme, die Samuel Salzborn auch schon ansprach.

Randi Becker: Als nächstes würde ich Hendrik Harteman bitten, zu der Frage Stellung zu beziehen. Also, welche Erfahrungen machst du in der Arbeit bei Spiegelbild, insbesondere in dem Projekt *„world wide antisemitism"*, mit Antisemitismus speziell unter Jugendlichen?

Hendrik Harteman: Auch ich würde die Problematik des aktuellen Antisemitismus zunächst gern unterteilen. Wir arbeiten nicht nur mit Jugendlichen, wir arbeiten auch mit Sozialarbeitenden, Lehrkräften, Studierenden und Multiplikator*innen.

Häufig begleiten wir Jugendliche bei ihrer Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Geschichte von Wiesbaden. Hier werden besonders häufig Ressentiments reproduziert. Dies geschieht meist fragend – zum Beispiel ob Juden verfolgt wurden, weil sie so reich gewesen seien. Dergleichen zeigt, dass die Ressentiments nicht gefestigt sind, man kann darauf eingehen und versuchen mit der Bildungsarbeit dagegen anzugehen – aber die antisemitischen Vorstellungen sind präsent.

Was ich aus Berichten über unser Projektwochenangebot *„world wide antisemitism"* gehört habe, ist, dass – egal welcher Herkunft und welcher Bildungsschicht – auch auf humanistischen Gymnasien „Jude" als Schimpfwort genutzt wird. Hinter vorgehaltener Hand wird das in Workshops „zugegeben", weil natürlich alle genau wissen, dass das nicht klargeht. Es wird jedoch im Schüler*innenalltag hingenommen.

Bei den Erwachsenen ist es eher die Abwehr, ähnlich wie es Susanne Michal Schwartze schon beschrieben hat. Häufig höre ich Aussagen wie „Antisemitismus gibt es bei uns nicht, davon distanzieren wir uns".

Ich bin daher für das erste Panel sehr dankbar, da deutlich wurde, dass man es sich nicht so leicht machen kann, da man Teil einer von Antisemitismus durchzogenen Gesellschaft ist.

Randi Becker: Wir werden uns noch ausführlicher mit strukturellen Fragen beschäftigen. Zunächst möchte ich noch bei den Jugendlichen bleiben. Nehmt ihr einen Anstieg an antisemitischen Einstellungen unter Jugendlichen und Schüler*innen wahr? Oder habt ihr den Eindruck, dass nur ungezwungener geäußert werden kann, was schon lange da war?

Hendrik Harteman: Da wir keine Empirie machen, ist das schwer zu sagen. Aus der zwölfjährigen Erfahrung in der Arbeit mit Jugendlichen würde ich nicht sagen, dass es unter Jugendlichen eine deutliche Zunahme antisemitischer Einstellungen in jüngster Zeit gab. Was wir sehr erschreckt feststellen, ist die Omnipräsenz des Antisemitismus im Internet. Gleichzeitig ist das Internet für junge Menschen die wichtigste Quelle für Informationen. Erwachsene wissen immer noch sehr wenig über die digitalen Kommunikations- und Informationsformen und haben kaum Kenntnis darüber, wie präsent Antisemitismus und Verschwörungstheorien in der Lebenswelt von Jugendlichen sind. Insbesondere durch das Internet ist gesamtgesellschaftlich die Hemmschwelle für Antisemitismus gesunken – oder, wie Monika Schwarz-Friesel sagt: Das „Sagbarkeitsfeld" des Antisemitismus hat sich massiv erweitert.

Susanne Michal Schwartze: Ich kann auch nicht sagen, ob antisemitische Einstellungen zugenommen haben oder nicht. Aber was auf jeden Fall deutlich wird, ist, dass Antisemitismus in meiner Arbeit alltäglich ist – insbesondere antisemitisches Sprechen im Geschichtsunterricht. Ich finde in diesem Zusammenhang die Redewendung „Echos aus der Vergangenheit" sehr gut; Aussagen, die andere vielleicht gar nicht als problematisch wahrnehmen würden. Aus Lehrer*-innenperspektive ist es schwieriger geworden zu verstehen, wo Kinder und Jugendliche ihre Informationen – oder Falschinformationen – herbekommen. Vor allem Verschwörungsmythen sind unter Jugendlichen extrem beliebt. In den letzten zwanzig Jahren kam es hier zu einer qualitativen Veränderung. Das hat zum einen etwas mit der Vermassung von Rap und Hip-Hop zu tun und hat zum anderen auch etwas, wie bereits angesprochen, mit Internet und Social Media zu tun. Dass Jugendliche heute antisemitischer als vor zwanzig Jahren sind, wage ich zu bezweifeln.

„Wenn im Geschichtsunterricht der moralische Zeigefinger kommt, in dem Sinne, dass sie sich jetzt doch bitte mit der Shoah und den NS-Verbrechen beschäftigen und daraus Lehren ziehen sollen, kann daraus letztendlich keine Kritikfähigkeit oder Teilhabe entstehen."

Ich glaube, es gibt eine größere Diversifizierung antisemitischer Quellen, aus denen geschöpft wird. In einer Post-Migrationsgesellschaft kommt es ferner zu „Verkomplizierungen". Das sieht man beispielsweise daran, dass Lehrkräfte Antisemitismus sehr schnell bei muslimischen Schüler*innen sehen und sich dann obsessiv damit beschäftigen. Die Lehrkräfte merken nicht, dass sie häufig einen „kollektiven Moslem" konstruieren, auf den sie ihre eigenen unbearbeiteten oder nicht verstandenen Anteile projizieren. Das ist ein sehr gefährliches Gemisch, gerade in einer Schule, die strukturell Ungleichheit produziert. Die Jugendlichen sind dafür sensibel. Wenn im Geschichtsunterricht der moralische Zeigefinger kommt, in dem Sinne, dass sie sich jetzt doch bitte mit der Shoah und den NS-Verbrechen beschäftigen und daraus Lehren ziehen sollen, kann

daraus letztendlich keine Kritikfähigkeit oder Teilhabe entstehen. Stattdessen werden Opferkonkurrenzen hervorgerufen und womöglich antisemitische Vorstellungen noch verstärkt. Daher würde ich nicht sagen, dass antisemitische Einstellungen zugenommen haben, sondern dass die Situation komplizierter und komplexer geworden ist.

Randi Becker: Im Laufe des Tages war der Antisemitismus unter Lehrkräften bereits häufiger Thema. Frau Heymann, was würden Sie denn sagen: Welche Rolle spielt die Schulleitung, also welchen Einfluss kann die Schulleitung darauf nehmen, wie eine Schule oder ein Kollegium mit antisemitischen Vorfällen, sowohl von Jugendlichen als auch von Lehrkräften, umgeht?

Leah Heymann: Die Schulleitung kann natürlich einen Einfluss nehmen und kann Lehrer*innen bitten oder beauftragen, antisemitische Vorfälle zu unterbinden und zu problematisieren. Ich habe als Jüdin oder Israeli in meiner Schule wenig persönliche Vorfälle mit Antisemitismus im Kollegium erlebt, aber die Schulleitung kann natürlich Einfluss nehmen, dass Antisemitismus unterbunden wird.

Vielleicht sage ich zu diesem Punkt noch etwas aus der Sicht einer Mutter. Ich habe zwei Töchter und beide sind in Wiesbaden an verschiedenen Gymnasien zur Schule gegangen.

Einmal sagte die Deutschlehrerin meiner Tochter, sie möchte kein Judenbuch in ihrem Unterricht haben. Das war ein Spruch, der von einer Lehrerin kam.

In einem anderen Fall legte ein Lehrer meiner anderen Tochter eine Klausur auf Yom Kippur, den Versöhnungstag. Wir schrieben ihr eine Entschuldigung, dass sie die Klausur an diesem Tag nicht schreiben könne. Der Lehrer akzeptierte die Entschuldigung nicht, da er diesen Feiertag nicht gekannt hat. Ich sagte, er solle in den Lehrerkalender schauen, weil da auch die jüdischen Feiertage vermerkt sind. Er wollte dann aber einen Bescheid vom Kultusministerium. Mein Mann suchte und fand einen Erlass aus Berlin, den meine Tochter wiederum dem Lehrer zeigte. Dieser meinte dann jedoch, er wolle einen aus Hessen. Schließlich rief mein Mann beim Kultusministerium an und fragte: „Können Sie mir bitte helfen, ich brauche einen Erlass, dass Yom Kippur ein jüdischer Feiertag ist.“ Das Ministerium sandte uns den Erlass, den dann auch der Lehrer akzeptierte. Er entschuldigte sich dann sogar. Aber erstmal war es eine lange und nervenaufreibende Geschichte.

Ich denke, dass Antisemitismus in den letzten Jahren schlimmer geworden ist, allein schon dadurch, dass die Hemmschwelle sank. Als Mutter kann ich das sagen. Zufällig sagte meine Tochter gestern zu mir „Mama, kannst du dich nicht erinnern, da war ein Schüler, der zu mir gesagt hat: ‚Weißt du, wir müssen dich vielleicht in die Gaskammern reinstecken, dass du ein bisschen abnimmst‘“. Das war ein Spruch, der einfach so gesagt wurde. Das sind so Sprüche, die von Schülern, von Mitschülern, geäußert werden.

Randi Becker: Frau Schwartze, Sie haben vorhin schon angedeutet, dass Sie den Antisemitismus unter Lehrkräften fast noch schlimmer finden als den unter Jugendlichen, weil sie diesen im Unterricht reproduzieren und damit weitergeben. Können Sie das noch einmal ausführen?

Susanne Michal Schwartze: Es ist natürlich immer auch die Frage, wie man Antisemitismus definiert. Es existieren selbstverständlich klare Parameter, aber es gibt Dinge, die unter der Oberfläche liegen und die man definitorisch schwer

fassen kann. Daher würde ich das noch mal an Beispielen versuchen zu verdeutlichen.

Was mir in der Lehrer*innenausbildung immer wieder auffällt, ist die schnelle Beschäftigung mit dem Antisemitismus von anderen – sei es in der Geschichte des Nationalsozialismus oder beim Antisemitismus von Muslimen.

„Was mir in der Lehrer*innenausbildung immer wieder auffällt, ist die schnelle Beschäftigung mit dem Antisemitismus von anderen – sei es in der Geschichte des Nationalsozialismus oder beim Antisemitismus von Muslimen.“

Die von mir geleiteten Fortbildungen beginnen mit der Beschäftigung mit den historischen Kontinuitäten von Antisemitismus und mit den Verstrickungen der eigenen Eltern und Großeltern in NS-Verbrechen. Häufig kommen Lehrkräfte oder Studierende in meine Fortbildungen, die Handwerkszeug für den Umgang mit Antisemitismus möchten. Nie kommen sie mit der Frage, was habe ich eigentlich selber damit zu tun. Und das ist die Herausforderung, da es viel Unausgegorenes, viele Gefühlserbschaften gibt, die sich dann entladen können. Wir haben vorhin schon den Begriff „Affektion“ gehört, den ich in diesem Zusammenhang sehr wichtig finde. Lehrer*innen können häufig mit affektgeladenen Reaktionen von Schüler*innen nicht umgehen, da sie gespiegelt bekommen, was sie selbst nicht bearbeitet haben.

Im Geschichtsunterricht muss man sich auch die Frage stellen, welche Geschichtsbilder transportiert werden und ob mit einem Geschichtsbild auch der Antisemitismus mittransportiert wird. Häufig wird vergessen, dass für bestimmte Entwicklungen der Antisemitismus oder die Shoah konstitutiv waren. Ein Beispiel aus dem alltäglichen Sprachgebrauch, das nicht sichtbar antisemitisch ist: Wir kennen alle dieses Buchstabieralphabet – A wie Anton, B wie Berta etc. – wir benutzen hier die arisierte Version, die jüdischen Buchstabiernamen wurden von den Nationalsozialisten ausgetauscht. Wir benutzen das in unserer Alltagskultur und wissen gar nicht, dass diese Version konstitutiv vom Antisemitismus hervorgebracht wurde.

Randi Becker: Als letzte Frage zum Kollegium und zur Schule: Was müsste sich in der Lehrer*innenausbildung ändern, damit Lehrkräfte in der Lage wären, in der Schule Antisemitismus zu erkennen und damit umzugehen? Und wäre zum Beispiel eine Meldepflicht von antisemitischen Vorfällen – was im Zusammenhang mit der Theo-Koch-Schule in Grünberg diskutiert wurde – eine Option? Und wie sähe es mit verpflichtenden Fortbildungen aus, wie das die Studie von Alexandra Kurth und Samuel Salzborn nahelegt, da andernfalls die tatsächlich Antisemitismus reproduzierenden Lehrkräfte durch externe Fortbildungsangebote nicht erreicht werden?

Susanne Michal Schwartze: OK, ganz kurz zu den formalen Sachen: Es gibt in Hessen – ich habe ihn auch mitgebracht – einen Erlass vom 23. Mai 2018, in dem auf die Meldepflicht hingewiesen wird. Es hat die Meldepflicht bei menschenverachtenden Vorfällen nach der Dienstordnung immer gegeben. Man muss die Meldepflicht nicht neu erfinden. Das heißt, wenn verfassungsfeindliche Sachen geschmiert werden, dann hat man die Pflicht, eine Anzeige bei der Polizei zu machen. Es wundert mich, dass Schulleitungen und Lehrkräfte häufig überhaupt nicht wissen, dass diese Meldepflicht existiert.

Der erwähnte Erlass hat immerhin dazu geführt, dass tatsächlich mehr an die Schulbehörden gemeldet wird. Im Fall Grünberg wurde eine polizeiliche Anzeige gemacht. Das ist das eine.

Hier ergibt sich aber auch eine Schwierigkeit: Man will autoritäres Denken verhindern, indem man immer mehr Sachen verpflichtend gestaltet. Das ist ein Widerspruch, bei dem ich Bauchschmerzen habe. Als Lehrerin bewege ich mich in einer Struktur, die Samuel Salzborn sehr gut dargestellt hat, und ich kann diese Struktur nicht ändern. Ich bin eine Person, dann gibt es vielleicht noch fünf andere. Ich muss einen Weg finden, innerhalb dieser Struktur so zu arbeiten, dass ich damit gut leben kann und dass ich das Gefühl habe, meinem Erziehungs- und Bildungsauftrag nachzukommen.

Eine ganz wichtige Sache ist eine Haltung. Wir reden oft über Wissensvermittlung, die ich als Geschichts- und PoWi-Lehrerin natürlich auch wichtig finde. Allerdings sollten angehende Lehrer*innen verstehen, dass Unterrichten auch eine Frage der Haltung ist: Will ich mich zu bestimmten Sachen verhalten oder nicht? Es gibt eine pädagogische Verpflichtung, Haltung zu zeigen, Ungleichheitsideologien und Ausgrenzung zu unterbinden – wenn es sein muss, mit Sanktionen. Auf der Ebene davor braucht es eine Arbeit, die Affektgeladenheit, über die wir bei Rolf Pohl viel hörten, mit den Schüler*innen und mit den Studierenden zu bearbeiten. Gleichzeitig ist es in einer Zwangsstruktur, die Schule nun mal ist, schwierig, emanzipative Erziehungs- und Bildungsarbeit zu ermöglichen. Wir müssen das aber dennoch tun.

Hendrik Harteman: Ich würde gern eine Frage stellen, die mich seit Langem umtreibt. Lehrer*innen berichten uns oft von einer Unsicherheit in der pädagogischen Bearbeitung des Antisemitismus. Diese kann man einerseits auf fehlendes Wissen über Phänomene des Antisemitismus oder auf eine fehlende Haltung zurückführen, aber muss es nicht darum gehen, diese Unsicherheit zunächst zuzulassen, damit man sich eine Haltung erarbeiten kann?

Susanne Michal Schwartze: Ich denke, in der Lehrer*innenaus- und -fortbildung sollte es dafür Räume geben. Aber ich zum Beispiel kann mir diese Unsicherheit nicht leisten, weil ich im Zweifelsfall betroffen bin. Julia Bernstein sagte das vorhin auch: Es gibt Menschen, die sich aussuchen können, sich mit Antisemitismus zu beschäftigen – und andere können es eben nicht.

Ich versuche in der Arbeit mit Erwachsenen, meine Betroffenheit zu spiegeln. Mir ist es in erster Linie wichtig, eine solche Perspektive zu eröffnen. Dann kann man über die Befindlichkeiten von Lehrkräften auch nochmal reden und fragen, warum es überhaupt eine Unsicherheit gibt. Warum gibt es eine Unsicherheit, sich bei eindeutigen antisemitischen Äußerungen professionell zu verhalten? Was ist da eigentlich los?

Klar, es hat natürlich viel mit Unwissenheit zu tun, gerade wenn es den Nahostkonflikt betrifft, da gibt es nun mal keine Ausbildung. Wir haben es vorhin gehört: Man kann in Frankfurt tatsächlich Lehramt studieren, ohne sich ein einziges Mal mit NS-Geschichte oder dem Holocaust beschäftigt zu haben.

Randi Becker: Angesichts der Zeit würde ich gern noch eine abschließende Frage in Richtung eurer Projekte stellen. Ich muss sagen, ich bin im Laufe des Tages immer ratloser geworden, wie man sinnvolle pädagogische Angebote gestalten kann, die tatsächlich all das erfüllen, was heute schon heute immer wieder in Nebensätze an politische Bildner*innen wie mich gestellt wurde. Wir sollen abstrakte Denkfähigkeit und Empathievermögen fördern. Es soll eine

Mischung aus Aufklärung, Prävention, Intervention und Repression sein. Wir müssen die Affekte ernst nehmen, aber gleichzeitig Wissensvermittlung machen. Wir brauchen Wissen über jüdische Geschichte und Kultur, Kenntnis über den Nationalsozialismus, über Deutschland nach 1945, sollen all das weitergeben. Das ist eine gewaltige Aufgabe. Daher möchte ich von euch wissen, wie ihr zumindest versucht, Aspekte davon umzusetzen. Hendrik, ganz praktisch, wie versucht ihr das?

Hendrik Harteman: Danke, dass du das nochmal wiederholt hast. Für die Komplexität gibt es natürlich keine einfache Lösung, das ist vollkommen klar. Alleine diese Erkenntnis ist für uns als Verantwortliche in der politischen Bildung ein erster Schritt.

Ich stelle kurz ein Angebot für Schulen vor. Unser Projekt *„world wide antisemitism – Projektwoche gegen Antisemitismus im Netz“* entstand wegen unserer eigenen Erfahrungen in der Bildungsarbeit und wegen verschiedener wissenschaftlicher Studien, hervorzuheben sind hier die Forschungen von Monika Schwarz-Friesel. Schwarz-Friesel spricht von der grenzenlosen Verbreitung judenfeindlichen Gedankenguts im digitalen Zeitalter. Sie wies nach, dass der „Kommunikationsraum Internet“ heutzutage der primäre Multiplikator für Antisemitismus ist.

Das Modellprojekt *„world wide antisemitism“* zielt darauf, junge Menschen für antisemitische Narrative zu sensibilisieren, sie in ihrer Medienkompetenzentwicklung zu unterstützen und ihre Debatten- und Diskussionskultur in einem demokratiefördernden Sinne zu begleiten.

Hierbei kommen mit den Bereichen Antisemitismus, Verschwörungsideologien, Nahostkonflikt und Onlinekommunikation zwar eng miteinander verwobene, aber dennoch unterschiedliche und jeweils äußerst komplexe inhaltliche Schwerpunkte zusammen. Eine Projektwoche erscheint für eine konstruktive und nachhaltige Bearbeitung dieser Themenvielfalt als das geeignetste Format. Daher konzipierten wir im Jahr 2019 eine Projektwoche zu Antisemitismus im Internet für Schulen. Entlang eben jener Inhalte werden Jugendliche in der Projektwoche mit folgenden Fragen konfrontiert: Welche antisemitischen Akteure gibt es im Internet, was ist ihre Agenda? Kann man bezüglich Antisemitismus im Internet Muster entdecken und Zusammenhänge mit der eigenen Lebenswelt erkennen? Wie erlebt man die gesichtslose Konfrontation mit angeblich absoluten Wahrheiten? Wie kann man reagieren, wenn Freund*innen antisemitische Inhalte teilen? Ich glaube, die Projektwoche ist ein Impuls, um Haltungen zur Welt zu irritieren, aber es bleibt ein Impuls, da müssen wir ehrlich sein. Wir glauben nicht an die Allmacht von Pädagog*innen.

Randi Becker: Ich würde Susanne Michal Schwartze zum Schluss nochmal das Wort geben. Sind es nicht enorme Anforderungen, die an Lehrkräfte gerichtet werden? Kann man alleine damit fertig werden?

Susanne Michal Schwartze: Nein, alleine natürlich nicht. Dafür braucht man ein Kollegium, das mitzieht. Bei allen Schwierigkeiten habe ich das Glück, mit Kolleg*innen zu arbeiten, die verstehen, dass wir ein Problem haben. Das Problem heißt Antisemitismus.

Man muss als Lehrer*in viel wissen, aber das kann man sich auch im Austausch aneignen. Man kann sich arbeitsteilig mit unterschiedlichen Aspekten befassen und sich bei Fachkonferenzen austauschen.

Hendrik Harteman: Ich würde das gern auf die Soziale Arbeit ausweiten, da wir auch mit der Hochschule RheinMain kooperieren und viele Sozialarbeitende dort ausgebildet werden. Das würde ich gern ergänzen, weil es natürlich viel um Schule geht, aber natürlich gibt es auch viele andere Arbeitsbereiche. Antisemitismus spielt in der Ausbildung oder im Studium der Sozialen Arbeit eine untergeordnete Rolle. Im Curriculum ist eine Auseinandersetzung mit Antisemitismus oder mit der Täterschaft von Sozialarbeitenden während des Nationalsozialismus nicht vorgesehen. Es gibt einzelne Professor*innen, die das zum Thema machen. Jedoch fehlt eine systematische Aufarbeitung der Verstrickung der Profession während des Nationalsozialismus.

„Antisemitismus spielt in der Ausbildung oder im Studium der Sozialen Arbeit eine untergeordnete Rolle. Im Curriculum ist eine Auseinandersetzung mit Antisemitismus oder mit der Täterschaft von Sozialarbeitenden während des Nationalsozialismus nicht vorgesehen. Es gibt einzelne Professor*innen, die das zum Thema machen. Jedoch fehlt eine systematische Aufarbeitung der Verstrickung der Profession während des Nationalsozialismus.“

Randi Becker: Ich danke euch allen dreien für eure spannenden Erfahrungsberichte und Inputs und gebe Ihnen im Publikum nun die Möglichkeit, kurze Fragen zu stellen.

Publikumsfrage: Sie haben die Schimpfwörter und den Streit unter Schüler*innen erwähnt. „Du Jude“ ist auch mir immer wieder begegnet. Ich würde gern wissen, ob Lehrer*innen das thematisieren und aufgreifen?

Leah Heymann: Das ist individuell und hängt vom Lehrer ab. Es gibt Lehrer*innen, die darauf eingehen. Es gibt Lehrer*innen, die behandeln das und sprechen in der Klasse darüber. Und es gibt darüber hinaus ein großes Stillschweigen.

Susanne Michal Schwartze: Dem kann ich nur zustimmen. Ich kann nur davon berichten, wie es an meiner Schule gehandhabt wird. Bei uns wird auf jeden Fall interveniert. Es hat zwei Effekte. Der eine ist dieses pädagogische „Das soll man nicht“. Der zweite Effekt ist aber, dass sich die Schüler*innen gesehen fühlen. Da passiert viel. In der

Beziehungsarbeit ist es sehr wichtig, einerseits zu zeigen, wir finden nicht gut, was du sagst, und andererseits mit den Schüler*innen zusammen herauszufinden, was die Funktion der Beleidigung ist. Das funktioniert gut.

Es gibt auch Unsicherheiten, das Wort „Jude“ überhaupt auszusprechen. Meines Erachtens hat das viel mit Gefühlserbschaften zu tun. Das ist ein echtes Problem und daher finde ich es wichtig, dass man im Unterricht von Juden spricht. Es ist doch normal, dass in diesem Raum seit 1500 Jahren Juden leben. Warum soll man das immer so de-normalisieren? Nur weil es Antisemitismus gibt? Im Gegenteil, man sollte es normalisieren und dann ist Jude als Schimpfwort vielleicht irgendwann obsolet, weil es normal ist, Jude zu sein.

Publikumsfrage: Die Familiengeschichte aufzuarbeiten finde ich zwar gut, aber es stößt an Grenzen. Meine Eltern und Großeltern sind tot. Ich habe niemanden mehr, der diese Zeit erlebt hat. Und das, was man schon vor Jahrzehnten darüber geredet hat, ist ausgesprochen wenig. Wie sieht eine angemessene Thematisierung aus?

Susanne Michal Schwartze: Es ist schwer. Die Jugendlichen, mit denen ich zu tun habe, sind zwischen zwölf und fünfzehn Jahre alt, bei einem Großteil kommt die Familie nicht aus Deutschland. Natürlich heißt das nicht, dass die Familien nichts mit dem Holocaust zu tun hatten. Der Holocaust war ein transnationales Ereignis.

Ich frage meine Schüler*innen nie, was ihre Familie während des Nationalsozialismus gemacht hat. Auf diese Frage hört man immer, alle hätten Juden gerettet und niemand hätte einen umgebracht. Das bringt nichts. Stattdessen arbeite ich mit einer empirischen Untersuchung, die genau das Bedürfnis thematisiert, die eigene Familiengeschichte schönzureden.

Julia Bernstein: Ich habe das Bedürfnis, hierauf zu reagieren. Keine Familie hat in einem Vakuum gelebt, sondern in einem Dorf, in einer Region, mit einem Arbeitsplatz. Wenn man möchte, kann man viel mehr wissen, als man weiß. Das ist das eine.

Und was Sie beschreiben ist ja bei sehr vielen Menschen ein typischer Zustand. Es ist konkret nicht mehr möglich, so wie Sie es formuliert haben, die Wahrheit zu erfahren. Was für mich wichtig ist, ist nicht der Wahrheitsgehalt von dem Ganzen, sondern die Frage, was dieses Schweigen bedeutet. In den meisten Fällen würde man wissen, wenn es in der Familiengeschichte etwas gäbe, worauf man hätte stolz sein können.

Was bedeutet das in der Übersetzung für unser Leben hier in Deutschland? Dies ist für mich die einzige Form der Aufarbeitung. Nicht die Rekonstruktion, sondern tatsächlich die Frage: Was bedeutet das? Wie war es möglich, dass aus normalen Menschen plötzlich Täter geworden sind, die am Ende des Krieges scheinbar verschwanden. Wie kann man das auf das heutige Handeln übersetzen? Und zur Frage der Komplexität: Ja klar, man fühlt sich sehr schnell überfordert. Aber ich meine, dass man sich daran gewöhnen muss. Es gibt keine Notwendigkeit, Komplexität runterzubrechen und es einfach zu machen. Ambiguitätstoleranz bedeutet, die Komplexität beizubehalten. Die Realität ist widersprüchlich. Ich glaube, es ist eine Form von Entmündigung, wenn man den Professionellen spielt und geschult immer Antworten weiß. Man befindet sich als Lehrkraft immer in einem Prozess. Das ist, glaube ich, etwas, das wir alle noch lernen können.

Publikumsfrage: Ich würde gern noch ein paar Dinge zur Diskussion beitragen. Ein Punkt, der mir aus dem ersten Panel hängengeblieben ist, ist der Begriff der Holocaust-Education. Ich würde gern nochmal darauf zurückkommen.

Bei mir selbst war das Thema im Geschichtsunterricht vor allem mit negativen Affekten verknüpft. Mit der Frage nach Schuld und auch der moralische Zeigefinger spielte eine Rolle. Die Jugendlichen haben dieses Thema satt. Ich selbst habe das in meiner Schulzeit so erlebt und ich sehe das erneut bei meinem Sohn. Mein Sohn sagt zu mir: „Findest du nicht auch, dass das Thema hier überstrapaziert ist?“ Ich denke, das hängt viel mit der Vermittlung im Unterricht zusammen, gar nicht mal so viel mit dem Wissensaspekt, sondern eher mit den verknüpften Emotionen. Wäre es nicht ein Ansatzpunkt, andere Affekte hervorzurufen und die Geschichtsvermittlung mehr auf die Gegenwart zu beziehen; zu fragen, was bedeutet dieses Thema für die Zukunft?

Hendrik Harteman: Großer Rundumschlag. Ich würde gern auf den ersten Aspekt eingehen, weil ich glaube, dass er schon genannt wurde. Es gibt eine Diskrepanz zwischen der gefühlten Thematisierung und der tatsächlichen Thematisierung. Weder ist der Nationalsozialismus im Schulunterricht so präsent, noch wissen die Schüler*innen sonderlich viel darüber. Die Memo-Studie von Andreas Zick wurde schon öfter genannt. Daher muss man sich eher die Frage stellen: Ist diese Abwehr etwas Erlerntes? Ist es ein Teil der Gefühlserbschaft, dass wir es nicht mehr hören können, obwohl wir es überhaupt nicht hören?

Susanne Michal Schwartze: Ganz kurz etwas zu dem Punkt, man müsse für Schüler*innen einen Gegenwartsbezug herstellen. Ja und nein. Mir ist das zu instrumentell. Ich unterrichte inzwischen zehn Jahre und habe noch nie erlebt, dass Schüler*innen keine Lust mehr haben, sich mit dem Nationalsozialismus zu beschäftigen. Ich weiß aber auch, dass es empirische Untersuchungen gibt, die meinen Erfahrungen widersprechen. Auch hier frage ich mich wieder: Wie kommt das?

Das heißt nicht, dass ich besser bin, aber ich sage oft: Ich behandle dieses Thema, weil ich das machen möchte. Ich will mich damit beschäftigen. Ich will mich mit dem Thema beschäftigen, weil ich eine Frau bin, ich will mich mit dem Thema beschäftigen, weil ich lesbisch bin, ich will mich mit dem Thema beschäftigen, weil ich Jüdin bin und außerdem möchte ich mich mit dem Thema beschäftigen, weil ich aus der ehemaligen DDR komme. Ich finde das völlig legitim. Als ob wir objektiv Geschichte unterrichten können, was ist denn unser Geschichtsbild? Das Geschichtsbild im Schulbuch ist nicht mein Geschichtsbild. Das Ergebnis der Beschäftigung ist nicht willkürlich, da wir die Geschichte so rekonstruieren, dass wir heute etwas davon haben.

Leah Heymann: Ich möchte noch einen Punkt sagen, der nicht erwähnt wurde. Es ist nämlich so, dass die gesamte Geschichte des Antisemitismus und der Nationalsozialismus erst sehr spät unterrichtet werden; erst Ende des neunten Jahrgangs und wenn man auf der Hauptschule ist, bekommt man kaum noch etwas von diesen Themen mit. Und der zweite Punkt aus meiner persönlichen jüdischen Sicht: Antisemitische Angriffe höre ich tagtäglich und ich finde, dass Schüler*innen dann auch ein bisschen was darüber lernen müssen.

Andrea Gotzel, Bildungsrefentin bei Spiegelbild, moderierte den Fachtag.

UND JETZT? INSTITUTIONELLE MASSNAHMEN UND STAATLICHE SANKTIONEN GEGEN ANTISEMITISMUS

Christoph Manjura; Dezernent für Soziales, Bildung, Wohnen und Integration, Hessische Landeshauptstadt Wiesbaden

Dr. Meron Mendel; Direktor der Bildungsstätte Anne Frank e. V., Frankfurt am Main

MODERATION
Malte Clausen; Politikwissenschaftler

Malte Clausen: Meine Damen und Herren, der Raum ist immer noch voll, 200 Leute und ein rosa Elefant, der da heißt: Antisemitismus. Wir haben heute darüber gesprochen, was diesen rosa Elefanten Antisemitismus ausmacht. Wie können wir uns den erklären? Auf dem nächsten Panel möchten wir darüber diskutieren, was mit diesem rosa Elefanten zu tun ist. Ich freue mich sehr, hierfür Dr. Meron Mendel und den Stadtrat Christoph Manjura zu begrüßen. Wer leider nicht teilnehmen kann, ist Marina Chernivsky, die aufgrund des aktuellen Arbeitskampfes des Bordpersonals bei der Lufthansa den heutigen Termin verpasst.

Herr Mendel, die Bildungsstätte Anne Frank ist in Hessen Vorreiterin, wenn es um konkrete Maßnahmen in der Bekämpfung des Antisemitismus geht. Sie leisten hessenweit pädagogische Arbeit, Antidiskriminierungsarbeit, Beratung und bringen sich darüber hinaus auch regelmäßig in die wissenschaftliche und politische Debatte mit ein. Was hat sich Ihrer Einschätzung nach hier in Hessen in den letzten Jahren von staatlicher Seite und auch von zivilgesellschaftlicher Seite in der Bekämpfung des Antisemitismus Positives getan und was muss sich in dieser Hinsicht noch ändern?

Meron Mendel: Erstmal vielen Dank für die Einladung, ich freue mich wirklich, dass sich so ein großes Publikum für das Thema gefunden hat. Ich kann mich noch gut daran erinnern: Wenn man noch vor drei Jahren über Antisemitismus redete, kamen sofort Abwehrreaktionen; Antisemitismus sei ein Thema der Geschichte. Diese Denkweise war sehr verbreitet, interessanterweise ist durch die Aufregung über Antisemitismus unter Muslimen das Bewusstsein, dass Antisemitismus nicht nach 1945 endete, erstmals in die Mitte der Gesellschaft gedrungen. Ich würde es schon als positiv bezeichnen, dass wir nicht mehr viel Erklärungsarbeit leisten müssen, dass wir bei dem Thema Antisemitismus nicht allein über Auschwitz, sondern auch über die Situation in Schulen, die Situation auf dem Arbeitsmarkt

und die Situation auf der Straße reden. Aber zugleich – und das erleben wir in einer Art Erregungsschleife – schweben gerade eben jene Instinkte noch mit, also dass es Antisemitismus nicht mehr gäbe, weil es ihn nicht geben darf.

Anfang dieser Woche berichtete die Presse, dass eine Gruppe auf der Rückfahrt von einem Gedenkstättenbesuch antisemitische und rechtsextreme Lieder gesungen habe. Was hat die Schulleitung gemacht? Sie hat die Polizei verständigt. Das ist nur ein Beispiel dafür, wie weit Antisemitismus als nicht möglich oder überhaupt nicht zu fassen begriffen wird. Wenn er aber zum Erscheinen kommt, wird – entschuldigen Sie den Begriff – gleich mit dem Holzhammer gearbeitet. Ich bin nicht dagegen, Grenzen zu setzen, aber wir müssen als Pädagog*innen sehen, welche Möglichkeiten und welche Handwerkzeuge wir haben, bevor es gleich zur Polizei geht.

Ein anderes Beispiel: Wir hatten einen Jugendlichen, der vom Jugendgericht zu uns geschickt wurde. Er hatte antisemitische Inhalte in der WhatsApp-Gruppe seiner Klasse gepostet. Am Tag danach kam er morgens in die Schule und wurde zur Schulleitung geschickt. Dort wurde er bereits von zwei Polizeibeamten erwartet. Dieser Umgang mit Antisemitismus ist einerseits verständlich, weil wir über Antisemitismus alle sehr empört sind. Auf der anderen Seite wird durch diese heftige Intervention, die Allmachtsfantasie über die Juden quasi „bestätigt." Der Junge saß bei mir im Büro und erklärte mir, er hätte nun das letzte Beweisstück, dass die Juden alles kontrollieren würden. Sonst wäre ja die Polizei nicht direkt nach seinem Post schon bei der Schulleitung gewesen.

Was ist zu tun? Wir müssen Jugendliche in ihren Lebenswelten erreichen. Für uns wurde in den letzten Jahren der ländliche Raum zu einem wichtigen Schwerpunkt unserer Arbeit. Wir möchten mehr auf die Verbandsarbeit einwirken. Die Jugendfeuerwehr beispielsweise ist mit 38.000 Jugendlichen praktisch in jedem kleinen Dorf vertreten. Diese Jugendlichen zu erreichen – und das nicht mit erhobenem Zeigefinger – ist das Ziel. Der Clou besteht darin, in der regulären Arbeit der lokalen Ortsgruppe der Jugendfeuerwehr Inhalte unterzubringen, die für Toleranz und gegen menschenverachtende Einstellungen stehen. Die große Herausforderung ist diese niedrigschwellige Arbeit.

Malte Clausen: Vielen Dank für diesen Überblick, was man auf den unterschiedlichsten Ebenen tun kann.

Herr Manjura, Ihr Dezernat hat hier diesen Fachtag mitorganisiert und Sie sind als Sozialdezernent verantwortlich für alle Angebote der Jugendarbeit hier in der Stadt. Welches Bewusstsein für Antisemitismus gibt es in der städtischen Jugendarbeit und wo ist die Kommune in Ihren Augen gefordert, aktiv zu werden? Was gäbe es für praktische Punkte, die schon umgesetzt sind und was würden Sie sich für die Zukunft wünschen?

Christoph Manjura: Der Verwaltungsmensch würde jetzt erstmal fragen: Was steht im Gesetz? Darin steht, dass wir jugendkulturelle Bildung machen müssen, in welchem Ausmaß auch immer. Wir machen offene Jugendarbeit, wir fördern Jugendverbandsarbeit, daran werde ich zu Recht vom Stadtjugendring immer erinnert. Wir machen das, um die Entwicklung von selbstständig denkenden jungen Menschen zu fördern. Außerdem gestalten wir jugendkulturelle Bildung – da bin ich dann ganz schnell bei Hip-Hop und Rap –, wir möchten Jugendlichen ermöglichen, alles, was sie bewegt, zum Ausdruck zu bringen. Natürlich werden wir dann auch damit konfrontiert, dass diese jungen

[1] Anm. Spiegelbild: Die „Recherche- und Informationsstelle Antisemitismus" (RIAS) ist ein zivilgesellschaftliches Meldeportal, das eine breite Erfassung auch nicht justiziabler antisemitischer Vorfälle in Deutschland anstrebt.

Menschen womöglich Musik rezipieren, die wahlweise homophob, frauenfeindlich, rassistisch oder auch antisemitisch ist. Es ist dann eine Aufgabe für die Kolleginnen und Kollegen in den Zentren, bei den freien Trägern oder bei den Jugendverbänden, die jungen Menschen abzuholen und eben nicht die Polizei zu rufen, sondern mit ihnen in Beziehung zu treten. Ich glaube, das ist der Auftrag, den wir haben.

Herr Mendel, Sie haben letztes Jahr im Oktober unseren Oberbürgermeister angeschrieben, weil es bei unserem großen Graffitifestival *„Meeting of Styles"* ein Graffiti gab, das eindeutig antisemitisch war. Dieses Graffitifestival wird ausgerichtet von einem Kulturpreisträger der Stadt, es wird begleitet vom Kinder- und Jugendzentrum in Kastel. Das großflächige antisemitische Graffiti ist dennoch erst aufgefallen, nachdem eine außenstehende Person es an RIAS[1] meldete. Das hat uns in der Abteilung Jugendarbeit und in der Stadt insgesamt sehr betroffen gemacht, wir haben das Bild natürlich entfernen lassen. Spiegelbild hat in Kooperation mit den Veranstaltern in diesem Jahr Ben Salomo zum Meeting of Styles eingeladen, einen Hip-Hop-Künstler, der sich selbst nach und nach aus der Hip-Hop-Szene zurückgezogen hat, weil er den Antisemitismus nicht mehr ertrug. Ich will damit sagen, dass wir selbst nicht davor gefeit sind. Wir zensieren die Bilder ja nicht vorher, aber trotzdem hätte es uns früher auffallen müssen.

Malte Clausen: Herr Mendel, ich habe in der pädagogischen Arbeit in den Schulen häufig die Erfahrung gemacht, dass Schüler*innen sagen: „Also bei uns an der Schule, da gibt es gar keinen Rassismus". Noch problematischer ist es, wenn die Lehrer*innen und die Schulleitung diese Ansicht teilen und dass man sich ein Image als *„Schule ohne Rassismus"* gibt. Es herrscht die Angst, dass dieses Image bröckelt, wenn man sich eingesteht, ein Problem zu haben. Wie sind Ihre Erfahrungen und wie kann man mit dieser Haltung in der Bildungsarbeit umgehen?

Meron Mendel: Zum einen bin ich mitschuldig. Wir vertreten in Hessen die Landeskoordination von *„Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage“* und ich musste auch drei Mal schlucken, bevor ich diese Aufgabe übernommen habe. Denn ich dachte, es gibt keine Schule ohne Rassismus. Es gibt eine Schule, die keinen Rassismus will, es gibt viele engagierte Schüler*innen und Lehrkräfte, die gegen Rassismus einstehen, aber *„Schule ohne Rassismus“* als Zustand zu beschreiben und zwar für die Ewigkeit – denn die Plakette wird angebracht und bleibt über Generationen von Schüler*innen, Lehrkräften, Schulleitungen und Hausmeistern –, das ist im besten Fall naiv.

Zum anderen ist das in der Tat eine sehr knifflige Sache. Denn ich finde, es verdient einen gewissen Respekt, wenn die Schule nicht rassistisch sein möchte. Diese Empörung, die wir verspüren, wenn es um Rassismus und Antisemitismus geht, müssen wir beibehalten. Es gibt Länder, in denen es diese Empörung nicht gibt.

Andererseits birgt es die Gefahr, dass man deswegen bewusst oder unbewusst bestimmte Sachen verdrängt. Unbewusst, weil es nicht passt oder bewusst, um die Reputation der Schule oder den Ruf nicht in Gefahr zu bringen. Ich kann nur wieder das Beispiel nennen, bei dem der Schulleiter die Schüler angezeigt und die Polizei daraus eine Pressemitteilung gemacht hat. Daraufhin wurde die Schulleitung mit einer Art von „Shitstorm“ oder negativer medialer Resonanz konfrontiert. Also ganz egal, ob das Verhalten richtig oder falsch war, das Letzte, was wir wollen, ist, dass ein Verhalten der Schulleitung davon geleitet wird, was die mediale Resonanz sein könnte. Wir erhoffen uns, dass sie ihre pädagogischen Entscheidungen nach pädagogischen Maßstäben trifft. Es gab vorletztes Jahr eine Geschichte in einer Berliner Schule, wo ein Schüler die Schule verlassen musste, nachdem er lange Zeit gemobbt wurde. Das kam in die Presse und hat sehr, sehr große Wellen geschlagen. Als ich von diesem Fall erfahren habe, dachte ich automatisch an drei Fälle von uns aus Hessen, die wir nicht öffentlich machten. Ich habe mir auch die Frage gestellt, ob das richtig war. In einem Fall gab es auch die Konsequenz, dass der Schüler die Schule verlassen musste, aber das blieb unter dem Radar der Presse. Es ist für uns wirklich immer die Frage: Soll man das skandalisieren? Vielleicht ja, um ein Bewusstsein dafür zu schaffen. Vielleicht nein, weil dann vielleicht die Abwehr der Schulen, sich damit zu konfrontieren, noch größer wird. Das ist ein Dilemma, das uns immer wieder in der Beratungsarbeit begleitet.

Malte Clausen: Die Fragen werden jetzt für das Publikum geöffnet – das Thema ist weiterhin: Wie können wir Strukturen schaffen, wie können wir politisch erreichen, dass das Thema Antisemitismus stärker bearbeitet wird und zurückgedrängt werden könnte?

Kommentar aus dem Publikum: Meron Mendel hat sich mehr Kontroversen gewünscht, dem möchte ich jetzt gerne nachgehen. Ich finde Ihre Aussagen gerade zum Umgang der Theo-Koch-Schule mit den Vorfällen in dem Bus absolut problematisch. Sie haben gesagt, dass Sie das Einschalten der Polizei für eine „Holzhammer-Methode“ halten, das finde ich gerade nach dem heutigen Tag schockierend. Wenn es zu strafrechtlichen Vorfällen kommt, dann ist eine Schule verpflichtet, das der Polizei zu melden. Ich finde, man muss die Erkenntnisse der Antisemitismusforschung ernst nehmen, die zeigen, dass es durchaus Menschen mit gefestigtem Weltbild gibt, die man nicht mit Sachargumenten überzeugen kann. Ich denke, dass die Studie von Herrn Salzborn und Frau Kurth sehr deutlich macht, dass Repression und Sanktionen gerade durch Polizei durchaus sehr notwendig sind, wenn ein pädagogischer Umgang nicht mehr möglich ist, weil das Weltbild gefestigt ist. Mich erinnert es ein bisschen an akzeptierende Jugendarbeit mit Neonazis, wo man auch jahrelang Fehler gemacht hat und der Meinung war, man müsse Neonazis in ihren Gefühlen ernst nehmen, man dürfe nicht gleich die Polizei einschalten. Dann kommt so etwas wie Beate Zschäpe raus. Ich glaube, ich habe meiner Entrüstung genug Ausdruck verliehen und wünsche mir von einer Bildungsstätte Anne Frank die Reflexion darüber, dass die Grenzen der Pädagogik dann erreicht sind, wenn Straftatbestände vorliegen.

Meron Mendel: Vielen Dank für Ihren emotionalen Kommentar. Wenn mein Beitrag so viel Empörung ausgelöst hat, dann habe ich schon etwas geleistet. Es waren einige Punkte, ich versuche die abzuarbeiten. Wenn ich einen Aspekt vergesse, dann bitte ich um Nachfrage. Der erste Aspekt war der Holzhammer. Natürlich ist es fallspezifisch. Im genannten Fall der Theo-Koch-Schule hatte ich zwei Mal Kontakt mit dem Schulleiter, schon an dem Tag, als es bekanntgeworden ist. Aber ich weiß noch nicht, inwiefern bei den Jugendlichen eine gefestigte Ideologie vorliegt oder es eine Provokation war. Es gibt eine Studie[2] von Barbara Schäuble und Albert Scherr, in der sie sechs verschiedene Motivationen von Antisemitismus auflisten. Ergebnisse ihrer Studie sind, dass es jugendkultureller Slang sein kann, es kann eine Provokation sein, es kann auch eine gefestigte Ideologie sein, es kann ein Versatzstück sein. Wenn sich tatsächlich eine Neonazi-Gruppe in dieser Klasse herauskristallisiert hat, dann würde ich als allererstes die Frage stellen: War es wirklich klug, mit denen zu einer Gedenkstätte zu fahren?

Meine Annahme und die Informationen, die wir bisher haben, gehen jedoch mehr in die Richtung der Provokation. Und auch hier: Es gibt kein „one size fits all“ – aber mein Plädoyer sind Zwischenschritte. Es muss die pädagogische Intervention sein, die Schule ist übrigens die erste Schule ohne Rassismus in Hessen, also sie soll weit vorne bei dem Thema Bekämpfung von Rassismus sein. Sie hatten durchaus die Möglichkeit, sich professionelle Hilfe zu holen, das haben sie nicht getan, sondern sie haben sich bewusst dazu entschieden, damit nicht pädagogisch umzugehen. Das finde ich sehr, sehr schade. Ich stelle nicht in Frage, dass am Ende eines Prozesses eventuell die Polizei eingeschaltet werden muss. Jedoch wünsche ich mir – das ist mein Verständnis der Pädagogik – einige Schritte vorher einzubauen. Im genannten Fall – soweit ich das beurteilen kann – sind diese Zwischenschritte nicht erfolgt.

Ihr zweiter Aspekt war, ob es eine Bestätigung der antisemitischen Ideologie gäbe. Da muss ich auch wieder differenzieren. Ich gebe Ihnen noch ein Beispiel, vielleicht wird ist es Ihnen dann verständlicher, warum es wichtig ist, anders zu handeln.

Ein 14-jähriger Jugendlicher wurde vom Jugendgericht zu uns geschickt. Ich habe ihn persönlich mit einer Kollegin zum Gespräch empfangen und Folgendes stellte sich heraus: Der Junge wuchs in Bulgarien auf, die Eltern wanderten früh in eine südhessische Stadt aus, er blieb bei der Oma, entdeckte den Islam für sich und lebte sehr religiös. Zu einem späteren Zeitpunkt wurde er von seinen Eltern nachgeholt. Hier kam er in eine Integrationsklasse, in der von 24 Schülern 22 muslimisch waren. Die erste Botschaft, die er als überzeugter

[2] Scherr, A./Schäuble, B. (2006): „Ich habe nichts gegen Juden, aber …“. Berlin: Amadeu Antonio Stiftung

Muslim erhielt, war: „Du bist kein Muslim, du gehörst zu einem Teil des Islams, den wir gar nicht anerkennen.“ Für ihn war das ein Schock. Als er entdeckte, dass 22 andere Muslime in seiner Klasse Israel hassten, fand er einen Anknüpfungspunkt. Hieraus folgerte er, dies sei, was muslimische Identität in Deutschland ausmache, davon könne auch er Teil sein. Er ist ein sehr intelligenter Jugendlicher, innerhalb von sechs Monaten lernte er die deutsche Sprache und wechselte von der Integrationsklasse in eine reguläre Schulklasse. Er postete daraufhin, was er schon vorher in der anderen Gruppe postete, von dem er dachte, es sei gang und gäbe. Bekanntlich wurde die Polizei geholt.

In dem Fall muss ich sagen: Das Versagen ist nicht das Versagen des Kindes. Und es ist nicht so, dass das Kind vor Gericht gestellt werden muss – wenn überhaupt, würde ich sehr gern die Schulleitung vor Gericht stellen. Wie konnte das passieren? Da muss man nicht nur ein Auge, da muss man zwei Augen zugehalten haben, und zwar langfristig, um nicht zu kapieren, was in dieser Integrationsklasse passierte. Und als es in einem anderen Kontext herauskam, wurde die Polizei geholt. Das ist heuchlerisch. Ich bin kein Jurist und Sie können auch sagen, das sei strafrechtlich relevant. Aber als Schulleitung würde ich mich erstmal fragen: Was um Gottes Willen habe ich falsch gemacht? Und nicht als vermeintliche Problemlösung zwei Polizeibeamte holen. Wir hatten mehrere Gespräche mit dem Jugendlichen, die vielleicht auch das Gegenteil Ihrer Behauptung sind, denn wir sind sehr weit mit ihm gekommen. Es gab auch Gespräche mit einer muslimischen Kollegin, die ihm ein anderes Vorbild gezeigt hat, es gab einen Weg heraus aus dieser festgefahrenen Situation. Wir haben auch Kontakt mit der Schule aufgenommen. Die Schule blockte ab und zeigte keinerlei Interesse, an dem Thema zu arbeiten. Also wirklich, wenn die richtige Handlung ist, die Polizei zu holen, dann habe ich als Pädagoge in diesem Land nichts zu suchen.

Kommentar aus dem Publikum: Wenn wir schon beim Thema Kontroversen sind: Sie haben am Anfang das Thema Rassismus erwähnt. Ich teile die Ansicht, dass wir Allianzen brauchen, weil ich als Muslimin oft von Deutschen antisemitisch angesprochen werde, weil sie davon ausgehen, dass ich ihrer Meinung sei. Weil gedacht wird, man habe mit dem Israel-Palästina-Konflikt Anknüpfungspunkte. Bei meinen muslimischen Glaubens- – wie auch immer – -brüdern, -schwestern, erlebe ich das nicht. Wir reden natürlich auch über Politik, aber wir reden auch über Rassismus. Was mir hier fehlte, sind eben diese Allianzen. Jemand, der sich antisemitisch mir gegenüber äußert, wird sich, wenn ich weiter mit ihm rede, auch rassistisch über Flüchtlinge äußern. Wenn ich noch weiter mit ihm rede, sexistisch gegenüber Frauen. All diese Dinge gehören für die Rechten strategisch zusammen. Sie haben ja selber gesagt, dass sie sehr gut vernetzt sind. Nur wir, wir kämpfen alleine. Wenn ich Rassismus anprangere – übrigens in jeder Institution in Wiesbaden –, dann ist man empfindlich. Antisemitismus hat bis vor drei Jahren auch noch nicht existiert. Also ich wünsche mir mehr Allianzen und Kontroversen, gerade in Bezug auf muslimischen Antisemitismus. Denn ich bin kein Flüchtling, bin aber Muslima. Ich bin aber trotzdem Deutsche. Und mir wird Antisemitismus einfach zugeschrieben. Oder Homophobie. Ich muss immer aufklären, die Leute wissen nicht, dass ich Geschichte studiert habe und sage: Nein, wir relativieren nicht den Holocaust. Das ist für Deutsche ganz schön schwer.

Christoph Manjura: Da Sie mich ja angesprochen haben, antworte ich Ihnen direkt. Ich würde niemals abstreiten, dass es auch in unserer Stadtverwaltung und in den Behörden Rassisten gibt. Wer die Vorfälle um die Polizei und die Rechtsanwältin aus Frankfurt mitbekommen hat – da wird einem schlecht. Und sicherlich sind auch die Behörden ein Spiegel der Gesellschaft und wenn es in unserer Gesellschaft zu etwa einem Viertel Menschen mit rechtsextremen Einstellungen gibt, dann wird das auch in der Stadtverwaltung vorkommen. Fakt ist aber, dass wir bei uns im Dezernat ein Leitbild haben. Das Leitbild verurteilt Rassismus. Wenn man mitbekommt, dass jemand sich beispielsweise in sozialen Medien rassistisch äußert, gibt es Möglichkeiten, personalwirtschaftlich dagegen vorzugehen und das zu sanktionieren. Wir vermitteln vielleicht mehr als früher interkulturelle Kompetenz und schulen dahingehend unsere Auszubildenden. Bei den Sozialarbeiter*innen, die von einer Hochschule kommen, gehe ich davon aus, dass die anders sozialisiert sind, menschenfeindliche Haltungen kann man aber auch bei ihnen nicht ausschließen. Insofern ist das natürlich ein Prozess. Es braucht Möglichkeiten, um zu sensibilisieren – und vor allem auch zu verdeutlichen, was es mit Menschen macht, die von Rassismus betroffen sind. Wir müssen beraten und begleiten, daher haben wir die *„Anlaufstelle für Antisemitismus und gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit“* ins Leben gerufen. Diese Anlaufstelle werden wir im Jahr 2020 fest verankern. Sie soll Fachkräften und Polizisten ein Beratungsangebot ermöglichen. Auch für Journalisten, die Leserbriefe abdrucken und vielleicht unsicher sind, ob ein Brief die Grenze des tolerierbaren überschreitet, soll dies eine Anlaufstelle sein. Man kann natürlich auch gegenläufig zur Beratung entscheiden, einen Leserbrief zu drucken, aber dann hat man sich vielleicht vorher beraten lassen und weiß noch eher, was man tut. Daher ist es gut, wenn es diese Anlaufstelle bald gibt, um zumindest noch zur rechten Zeit zu schauen, was wir mit unseren kommunalen Möglichkeiten tun können. Unser Auftrag ist, eine Stadtgesellschaft zu befördern, die nicht nur zusammenhält, sondern in der man sich austauscht.

Malte Clausen: Vielen herzlichen Dank, Christoph Manjura. Ich gehe mit einem weinenden und einem lachenden Auge, auch wenn es eine ziemlich abgegriffene Metapher ist. Ein Auge weint, weil ich denke, dass weiterhin massiv strukturelle Veränderungen gerade im Bildungsbereich nötig sind. Nicht umsonst hat Uwe Becker heute morgen von einer der größten Herausforderungen seit 70 Jahren hierzulande gesprochen. Das freudige Auge ist aber eben all die Aktivität, das Engagement auf der wissenschaftlichen Ebene, das pädagogische Engagement, die politischen Ansätze. Ich denke, dass da unheimlich viel auch schon geleistet wird, hier in Wiesbaden, auch in Hessen, auch darüber hinaus. Aber es kommt auch darauf an, diese Arbeit zu verstetigen, auszubauen, ein Bewusstsein weiterzutragen. Ich danke Ihnen allen für Ihr Kommen und ich danke vor allem den Organisator*innen für diese wirklich hervorragend organisierte Fachtagung. Dankeschön.

BILDUNGSANGEBOTE IN WIESBADEN

KONTAKT
Spiegelbild
Politische Bildung aus Wiesbaden

Spiegelgasse 9
65183 Wiesbaden

Tel. 0611 26759085
www.spiegelbild.de

Spiegelbild – Politische Bildung aus Wiesbaden

Spiegelbild begleitet Jugendliche und Erwachsene in ihrer Auseinandersetzung mit Ausgrenzung, Diskriminierung und gesellschaftlichen Ungleichheitsideologien. Die Angebote von Spiegelbild bestärken die Teilnehmenden dabei, sich für ein Miteinander in Anerkennung und Vielfalt einzusetzen und Betroffene von Diskriminierung zu unterstützen.
Hierfür werden Workshops, Fortbildungen, Projekte und Veranstaltungen in Wiesbaden und Hessen angeboten.

Organisationen und Institutionen beraten, unterstützen und begleiten

Die bei Spiegelbild angesiedelte *„Anlaufstelle Antisemitismus und gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit“* stellt mehr Wissen über Antisemitismus, Rassismus, gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit und pauschalisierende Ablehnungskonstruktionen zur Verfügung. Wir bieten an, Behörden, Organisationen und Schulen zu diesen Themenbereichen in Wiesbaden zu beraten und zu unterstützen. Die Anlaufstelle begleitet Organisationen und Institutionen, die anstreben, Diskriminierung nachhaltig entgegenzuwirken. Neben der Prävention sind wir ansprechbar, wenn es für eine Organisation, eine Schule, einen Verein oder eine Behörde heißt, auf einen aktuellen Fall von Antisemitismus oder gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit zu reagieren.

Projekt *„world wide antisemitism“*

Mit dem vom HKE geförderten Projekt *„world wide antisemitism“* bietet Spiegelbild in ganz Hessen Projektwochen zu Antisemitismus im Internet an. Die Projektwochen haben das Ziel, junge Menschen für antisemitische Narrative zu sensibilisieren, sie in ihrer Medienkompetenzentwicklung zu unterstützen und ihre Debatten- und Diskussionskultur in einem demokratiefördernden Sinne zu begleiten.

Ferner bietet Spiegelbild im Schuljahr 2021/22 eine Weiterbildung an, in der Lehrer*innen sich mit dem Konzept *„world wide antisemitism“* auseinandersetzen können, um sich die dazugehörigen Methoden für den eigenen Unterricht anzueignen.

Mehr Informationen unter: www.spiegelbild.de

IMPRESSUM

Spiegelbild
Politische Bildung aus Wiesbaden
Spiegelgasse 9
65183 Wiesbaden

Tel. 0611 26759085

Kontakt:
thure.alting@spiegelbild.de
andrea.gotzel@spiegelbild.de

Dezernat VI – Dezernat für Soziales, Bildung, Wohnen und Integration
der Landeshauptstadt Wiesbaden
Konradinerallee 11
65189 Wiesbaden

Kontakt:
dezernat.VI@wiesbaden.de

Konzept des Fachtags: Thure Alting / Andrea Gotzel / Aline van den Borg
Konzept und Redaktion der Handreichung: Thure Alting
Redaktionelle Mitarbeit: Lilli Steffens / Benny Momper
Lektorat: Tilmann Ziegenhain
Gestaltung: Jennifer Sowa
Fotografie: Paul Henninger

„Demokratie leben in Wiesbaden“ ist eine Strategie, die das zivilgesellschaftliche Engagement für Demokratie und gegen jede Form von gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit fördert. Gefördert werden Projekte in Wiesbaden, die sich für ein vielfältiges, respektvolles und diskriminierungsfreies Miteinander einsetzen.

Antisemitismus ist nie aus der Gesellschaft verschwunden, sondern wandelt seine Erscheinungsformen und passt sich wie ein „Chamäleon“ (Schwarz-Friesel) dem Zeitgeist an.
Am 7. November 2019 fand der von Spiegelbild in Kooperation mit der Landeshauptstadt Wiesbaden organisierte Fachtag für Antisemitismusprävention und -intervention statt. Hier machten hochkarätige Referent*innen auf aktuelle Erkenntnisse der Antisemitismusforschung und der antisemitismuskritischen Bildungsarbeit aufmerksam. Die Essenzen des Fachtages sind in dieser Handreichung festgehalten.